



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 4.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

April 1883.

Inhalt: Die letzten Tagebuchblätter P. Terörde's S. J. — Siam, seine Apostel und Märtyrer. (Fortsetzung.) — Nachrichten aus den Missionen: Korea; Annam; Vorderindien; Centralafrika; Westafrika; Aus verschiedenen Missionen. — Für Missionszwecke.

Die letzten Tagebuchblätter P. Terörde's S. J.

Als P. Terörde Ende August 1880 im Kraale Nowemba's von P. Depelchin Abschied nahm, gab er ihm eine Abschrift seines Tagebuches mit, mit welcher er bis zum 9. August gekommen war. „Fortsetzung und Karte folgen mit nächster Gelegenheit“, hatte er versprochen. Schon rechneten wir nicht mehr auf die Erfüllung dieses Versprechens, da P. Terörde bereits am 16. September in jenem weitentlegenen Orte, im Lande der Batongas, wie unsern Lesern bekannt ist, starb, während sein einziger Gefährte bewußtlos und im Fieberwahnsinne an seiner Seite lag. Nun sind wider alles Verhoffen die letzten Blätter seiner fleißigen Aufzeichnungen uns doch noch zugegangen. Unser Landsmann, P. Engels S. J., welcher im Laufe des letzten Herbstes mit Bruder Rigg bis nach Nowemba vorbrang, hat sie uns zugesandt, zugleich mit einem langen Briefe, mit dessen Mittheilung wir in der nächsten Nummer beginnen werden. Einstweilen bemerken wir nur, daß sowohl die Missionäre, welche für die Baratse am oberen Laufe des Sambesi, als jene, welche für Nowemba und die Batongas bestimmt sind, die Regenzeit in Panda-ma-tenka zubringen werden. Sie scheinen sich leider nicht der besten Gesundheit zu erfreuen; immer wiederkehrende Fieberanfälle stellen ihren Muth und ihre Kräfte auf die Probe. An Gottvertrauen aber fehlt es ihnen nicht. „Fieber haben mich geschüttelt und schwach gemacht“, also schließt P. Engels am 2. November 1882 seinen langen Brief. „Doch, wer uns schwach werden läßt, kann uns auch wiederum stärken, wie er es in seiner unendlichen Güte trotz meiner Unwürdigkeit mir immer noch gethan hat. Wie Gott es fügen wird — ich halte mich an ‚das heilige Kreuz von Nowemba‘. Seine Liebe und Gnade sei uns Hilfe und Stütze!“

Für heute also die letzten Tagebuchblätter P. Terörde's. Am 9. August, mit welchem Tage dieselben abbrachen, befand sich P. Terörde in Begleitung P. Depelchins, Br. Bervenne's, eines englischen Händlers Mr. Blockley und einer Anzahl Kaffern auf der Reise von

Panda-ma-tenka nach Nowemba. Sie lagerten am rechten (südlichen) Sambesi-Ufer, dem Kraale von Wanki gegenüber, mit welchem sie schon seit mehreren Tagen fruchtlose Unterhandlungen wegen der Überfahrt über den Strom führten, am Fuße des „Logir-Hill“, der durch Chapman's, Baines' und Mohr's Reisebeschreibungen bekannt ist. Schon einige Tage hatten sie auf die Ankunft der Batonga-Träger gewartet; gerade am 9. August Abends waren diese angekommen, und nun erzählt der selbige P. Terörde die Weiterreise und die Niederlassung in Nowemba wie folgt¹:

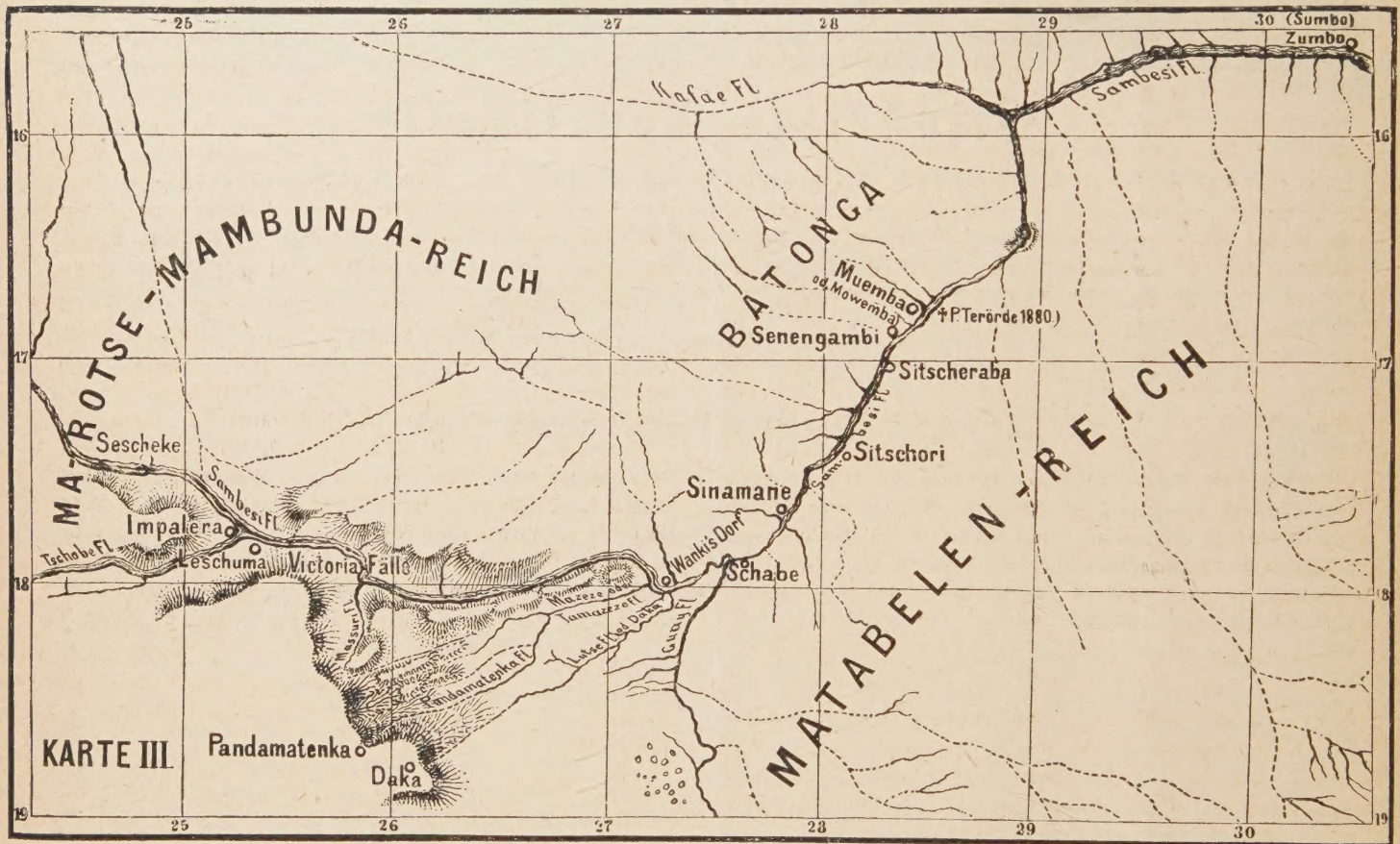
„10. August (1880). Um 7 Uhr brachen wir auf mit 53 Trägern. Der Weg führte zunächst durch pfadlose Dornen. Nach einem Marsche von $\frac{3}{4}$ Stunden erreichten wir den Data-Fluß, zogen $\frac{1}{4}$ Stunde lang durch sein Basaltbett; als wir ihn durchwateten, reichte sein Wasser uns nur bis an's Knie. Dann ging der Weg $2\frac{1}{2}$ Stunden durch wüstes, unbebautes Land. Den Sambesi, der an dieser Stelle einen großen Bogen beschreibt, hatten wir zur Linken. Nach kurzer Mittagsrast dem Kraale eines Manansa-Häuptlings gegenüber, der sich vor den Matabelen auf das Nordufer des Stromes flüchten mußte, marschirten wir in glühender Sonnenhitze durch das von hohen, wildzerissenen Felsen umschlossene Thal. Der Fluß ist hier nur etwa 30 Meter breit und rauscht, schäumend durch

¹ In dem reich illustrierten Buche P. Spillmann's S. J.: „Vom Cap zum Sambesi“ (Herder, Freiburg, 1882), welches die Gründungsgeschichte der Sambesi-Mission mit einer Ausführlichkeit beschreibt, welche der enge Raum dieser Blätter nicht gestattet, ist dieselbe Reise nach den Mittheilungen P. Depelchins erzählt. Beide Berichte ergänzen sich wechselseitig. Unsere Bilder S. 73 und 76, sowie die Kartenskizze sind dem genannten Buche entnommen.

das Felsenbett. Nicht umsonst war es heute das Fest des hl. Laurentius: die Gluth seines Rostes umzitterte uns. Die Leute von Amabinka's Kraal brachten uns einen Trunk kühlen Bieres.

11. August. Um 7 $\frac{1}{4}$ Uhr Weitermarsch. Nach einer Stunde standen wir vor dem Guay-Flusse. Wie sollen wir da durchkommen? Sein Bett ist ein Felsenchaos, durch welches die Wassermasse sich schäumend durchzwängt. Kühl reichte mir die Fluth bis an's Herz. Nur mit Mühe konnte ich auf dem schlüpfrigen Gesteine festen Fuß fassen; da reißt mich auf einmal die Wucht der Strömung fort. „Heiliger Schutzengel mein, laß mich dir empfohlen sein!“ rief ich in meiner Angst. An einem Felsblocke konnte ich mich halten und so entrann ich der Gefahr. Die Mündung des Guay ist

die Grenze zwischen den Vananas und Batongas. Aus dem Flußbett muß man einen Berg hinanklimmen, schroff und felsig, wie die steilabfallende Seite der Gallina in Vorarlberg; dann führt der schattenlose Pfad zwei Stunden durch heißen Sand, bis wir den ersten Kraal von Schabe (Schabi) erreichten. Er besteht nur aus drei oder vier Hütten; Hühner und Ziegen trieben sich dabei herum, auch sah ich gutgehaltene Gärten. Der Induna (Dorfschulze) hatte einen mächtigen Topf Bier bereit. Der Verkäufer trank den ersten Becher selbst; dann labten wir uns alle, auch die Träger, an dem kühlen Trunk. Mr. Blockley, der englische Händler, der uns begleitet, sagte zu dem Häuptling: „Ich habe getrunken, was ich bezahlte; aber wo bleibt der Trunk für den Gast?“ Sofort ließ der Induna einen neuen Topf herbeibringen und sagte:



Kartenskizze zur Reise von Panda-ma-tenka nach Mowemba.

„Das ist ein Geschenk von mir.“ Wir zogen dann zwei Stunden südöstlich durch Gärten und bebaute Felder, immer den Strom zur Linken. Ein heiteres, lebenslustiges Völkchen wohnt hier und genießt eines gewissen Wohlstandes. Um 6 Uhr gelangten wir in die Nähe von Schabe's „Stadt“ und ließen anfragen, wo wir unser Nachtlager aufschlagen könnten. „Unter den Mapani-Bäumen am Flußufer,“ hieß es. Die Batongas sind von den andern Stämmen Südafrikas verschieden. Sie stehen nur dem Namen nach unter dem gemeinsamen Herrscher Mowemba (Moömba). Jeder Kraal hat seinen unabhängigen Häuptling, und jede Familie ihren unabhängigen Besitz an Feldern und Heerden. Weil Jeder wirklich Herr seiner Habe ist, so findet sich hier noch Betriebsamkeit,

ein Streben, seine Lage zu verbessern, Familiengeist, und nicht sklavische Leibeigenschaft, wie unter einem absoluten Machthaber. Schabe führt seit 1847 die Regierung. Livingstone traf hier eine „Königin“, welche von Schabe's Vater verdrängt wurde, nach dessen Tode aber wieder regierte, bis der junge Schabe sie beseitigte. Er fand das linke Ufer nicht fruchtbar genug; daher zog er auf das rechte herüber und kam so aus dem Reich der Marotse unter die Botmäßigkeit der Matabelen. Von hier kann man in neun Tagen das südöstlich gelegene Gubulwayo erreichen.

12. August. Schon um 8 Uhr stattete uns Schabe mit seinem Volke einen Besuch ab; als Gastgeschenk brachte er zwei gewaltige Töpfe Bier. Unser Gegengeschenk, eine bunte

Decke, erfreute den König sehr. Der Herrscher ist gerade so gekleidet, oder vielmehr nicht gekleidet, wie sein Volk; um den Hals trägt er eine Schnur von dicken weißen Perlen und um die Lenden einen handbreiten Feszen Zeug, der vorn und hinten etwas herabhängt. In der Hand hielt er einen Beutel von Ragenfell; darin befanden sich seine Pfeife, Feuerzange und Tabak (pipe, lomeno, umsuki). Der Pfeifenkopf ist so groß wie eine mittelmäßige Tasse, das Rohr bildet der Stengel einer Sumpfpflanze und es ist so dick, daß es kaum in den Mund geht. Den Tabak schneidet er mit einem gewöhnlichen Beile, das er ebenfalls bei sich trug. Er zeigte sich freundlich gegen uns. Mr. Blockley sagte ihm, die geschenkte Decke sei für seine Bereitwilligkeit, mit welcher er uns Träger geschickt und uns aufgenommen habe. Er antwortete: „Das mußte ich thun, sonst wären die Weißen, welche so weit hergekommen sind, am Wege gestorben.“ — „Wir hoffen, daß du uns auch ferner helfen wirst, und wir wollen mit dir über Verschiedenes verhandeln,“ antworteten wir. — „O, dafür ist noch Zeit genug; auch könnt ihr jetzt noch nicht sprechen, da ihr noch nicht gegessen habt.“ Sofort sandte er nach einem fetten Ziegenbock und sagte: „Nun esset!“ — Wir mußten 26 unserer Träger bezahlen; wegen eines Streites, den sie mit Mowemba gehabt, wagten sie sich nicht dorthin. Der König saß am Feuer und schmauchte eine Pfeife nach der andern. Er fragte, ob wir nicht eine Pistole hätten. Als ich aus einem Revolver zwei Schüsse abfeuerte, staunte er wie ein Kind über dieses Wunderding. Unsere erste Verhandlung mit Schabe war keineswegs ermuthigend. „Können wir hier bleiben?“ fragten wir. — „Fünf Tage, nicht länger,“ war die Antwort. — „Warum nicht länger?“ — „Wenn diese neuen Sachen (die Tauschwaaren) hier bleiben, so bin ich mit meinem Volke des Todes.“ Eifersucht und Neid ist hier die gewöhnliche Veranlassung zu einem Kriege. Unsere Bitte, uns über den Fluß zu setzen, schlug er ab, ohne einen Grund der Weigerung anzugeben. Um Träger möchten wir nach Sitscheraba (Setschoraba) schicken; diese würden uns nach Mowemba bringen, und Mowemba sei ein so großer König, daß er uns schon beschützen könne. — Das Erscheinen der Matabelen bei Wanki, der Umstand, daß Wanki unsere Boten zurückhielt und heimlich Boten an Schabe schickte, lassen uns vermuthen, daß ein Ränkespiel des Matabelenkönigs Lo Bengula diese Schwierigkeiten uns bereitet.

13. August. Heute stellt es sich in der That heraus, daß Wanki an Schabe melden ließ, er solle uns nicht übersehen. Ein Weißer aus der Capkolonie, der sich wegen Schulden und Diebstahl zu Wanki geflüchtet, hatte ihn gegen uns aufgehetzt. „Diese Männer verdürben das Volk“, sagte der Mensch. Lucifer hat doch überall seine Helfershelfer! Zwei Stunden nachdem Wanki uns durch seine Leute bei Schabe zu empfehlen versprach, schickte er Boten an diesen, welche ihn davor warnten, daß er uns helfe. Doppelzüngigkeit ist bei diesen Leuten ein Hauptlaster, welches den Weißen die bittersten Früchte bringt. Abends 5½ Uhr kamen 25 Träger aus Sitscheraba an.

14. August. Erst gegen Mittag konnten wir weiter. Der König mit seinem Volke war wieder da. Mr. Blockley setzte ihm auseinander, daß wir als Freunde und nicht als Feinde der Leute hierhergekommen seien. Wir beabsichtigten nicht, alle Gebräuche des Volkes umzustößen, sondern es sei unser ernstester Wille, ihnen in jeder Beziehung Gutes zu thun. Wir würden das Volk unterrichten, ihm die Lehre von Gott

vorlegen; Wanki habe uns nur deshalb nicht aufgenommen, weil er sich vor den Barotse fürchte. „Und das ist auch der Grund, weshalb ich euch nicht aufnehmen kann,“ entgegnete Schabe. „Ihr seht, ich bin nur ein kleiner Häuptling, kleiner als Wanki; wenn ich euch aufnehme, so werden die Marotse und Wanki über mich herfallen. Aber wenn Mowemba euch aufnimmt, so lasse ich diejenigen von euch, welche zunächst kommen, nicht weiterziehen. Ich behalte sie hier, ich habe die Weißen gern: sie sollen meine Kinder unterrichten in Allem, was sie verstehen; meine Kinder sollen arbeiten lernen.“ — Dank der lieben Mutter Gottes für diese tröstliche Aussicht! Wie wir heute (am Vorabende von Mariä Himmelfahrt) mit der Kirche beten, hat sie gemacht, daß wir frohen Herzens ihr Fest begehen können: *Jucundos nos fecit suae interesse festivitati!* — Der Fluß bietet hier einen großartigen Anblick. Längs seiner Ufer ist fruchtbarer Boden, auf dem mit etwas Sorge und Arbeit alle Früchte in reichster Fülle gezogen werden könnten. Wir hatten hier Milch, süße Kartoffeln, Bier im Überfluß; den Reis ersetzt geschälter Mais. — Nur verstopfen darf ich das Notizbuch zur Hand nehmen; die armen Leute meinen gleich, der unschuldige Bleistift könnte einen bösen Zauber auf sie üben. Sie beklagten sich beim Häuptlinge, daß ich längs des Weges jeden Stein, jede Blüthe, jeden Baum betrachtet und die Namen von allen Kraals und Flüssen aufgezeichnet habe. Um dem Könige zu zeigen, daß er sich vor meiner Zaubersfeder nicht zu fürchten brauche, machte ich meine Aufzeichnungen in seiner Gegenwart. — Um 2 Uhr verließen wir Schabe. Die Bekleidung unserer neuen Träger war auf einen kaum handbreiten Schurz beschränkt. Wir zogen längs des Flusses weiter. Nach 20 Minuten erblickten wir zur Linken einen riesenhaften Baobab, in dessen 72 Fuß im Umfange messendem, hohlen Stamm eine zahlreiche Gesellschaft bequem Platz fände¹. Der Weg ist gut und führt abwechselnd durch Mapani-Wald, Kafferkornfelder und kleine Batonga-Kraale. Schabe zahlt Tribut, der aus Glasperlen und Limbo (Baumwollenzeug) besteht, an die Matabelen. — Um 5 Uhr lagerten wir uns am Segambe, Sitschori's Kraal gegenüber. Der Häuptling Sitschori (Setschori) ist den Weißen nicht zugethan, weil sein Vorgänger in Folge einer voreiligen Äußerung eines weißen Händlers von den Marotse erschlagen ward.

15. August. Mariä Himmelfahrt. Wir feierten bei Sitschori das Fest unserer himmlischen Mutter. Ich benütze die Muße des Festtages, um einige Bemerkungen über die

¹ P. Depelchin beschreibt diesen Riesenbaum (Vom Cap zum Sambesi S. 316) also: „Nicht ferne vom Kraale Schabe's erblickten wir links von unserm Pfade einen ungeheuern Baobab, dessen bizarre Formen unsere Aufmerksamkeit fesselten. Dieser Baobab maß 26 Meter im Umfange! Der Stamm ist hohl und bildet eine prächtige afrikanische Hütte; nicht die Kunst, sondern einzig die Natur hat sie geschaffen. In der Mitte dieser seltsamen Behausung stehend erblickte ich rundum in der Höhe von 2 bis 3 Meter fünf bis sechs Öffnungen, ebenso viele Schießarten, sollte man sagen. In der Höhe der Wölbung ist ein Dachfenster, welches die Wohnung von oben her beleuchtet und die Eidechsen und die andern Reptilien und Insecten sehen läßt, die in den Spalten des Baumes hausen. Zwei Meter über dem Boden klappt die große Öffnung, welche als Thüre dient und durch welche ich in das Innere der Rotunde schlüpfte. Der Durchmesser der Höhle beträgt fünf Meter; 30 bis 40 Personen haben bequem Platz.“

Geschichte der Volksstämme am Sambesi aufzuzeichnen. Seit Livingstone hier war, hat sich Vieles geändert. Der kriegerische Häuptling Sebetuane überschritt mit einem erprobten Häuflein Basuto, dem sich Beischuanen und Makololos angeschlossen hatten, bei Kassungula den Sambesi und unterwarf sich alle Stämme des linken Ufers bis Sitschori, auch die Maschukulumbe am Kasue-Fluß und die Barotse am obern Sambesi. So ward er der Gründer des großen Makololo-Reiches und schlug seine Residenz in Linyanti auf am Tschobe-Fluß. Ihm folgte in der Regierung Sekelutu und der weniger glückliche Sepopo. Unter dem letztern und dessen Bruder empörten sich die Barotse; die Makololos wurden geschlagen und allmählich ging der ganze Stamm zu Grunde. Sepopo's Bruder lebte als gefürchteter und geachteter Jäger bei Sesheke; da der König meinte, sein Bruder strebe nach dem Throne, ließ er ihn ermorden. Auch Sepopo wurde vor zwei Jahren erschlagen, ebenso dessen Nachfolger Moanavinna nach nur einjähriger Herrschaft, und gegenwärtig regiert nun der unzuverlässige Deboß als König über das Marotse-Reich¹. Seine Herrschaft wird aber von manchen Stämmen nicht anerkannt; sie verweigern den Tribut, und die Barotse werden immer mehr ein Räuberstaat. Noch neuerlich fielen sie über einen Batoka-Kraal her und schleppten die Weiber und die Viehherden in die Gefangenschaft. Diese unsichern Zustände der Barotse sind ein großes Hinderniß, daß sich Centralafrika dem Evangelium erschließe. — Zu unserem Festmahle hatten wir Eier; leider war die Hälfte faul; unsere Schwarzen lachten aber

nur, als wir sie bei Seite legten. Sie steckten dieselben in die heiße Asche und verzehrten sie mit großem Appetit, sobald sie hart waren. Nach Tisch wurde uns eine Masse Palmfrüchte gebracht, welche einem großen, dunkelbraunen Apfel gleichen. Unter der leichten Haut liegt eine ein Viertel-Zoll dicke, fleischige Schichte, welche einem Eierkuchen im Geschmacke ähnelt, um den steinharten, holzigen Kernbehälter. Dieser ist vollständig rund, so groß wie eine mittelmäßige Billardkugel — ich glaube, man könnte sie dafür brauchen —, aber so

hart, daß wir ihn nur mit Hilfe eines Beiles und schweren Hammers aufschneiden konnten. In der zollthicken Schale ist ein runder Kern, so groß wie ein Marktstück, ganz von der Härte und dem Aussehen des Elfenbeins, darum heißt er auch 'Fruchtelfenbein'. Es gibt auch viel dickere Früchte; sie liefern prächtige Knöpfe für die Stöcke der Eingeborenen. — Hier sitze ich unter einer prächtigen Tamarinde, welche gerade um diese Zeit blüht und wohlriechenden Duft, gleich der Lindenblüthe, aushaucht. Es ist ein gewaltiger Baum; seine mächtigen Äste senken sich bis zur Wurzel herab; unter den eschenähnlichen Blättern hängt in Masse die bohnenförmige, aromatisch-säuerliche Frucht. — Am Halse eines Negerknaben entdeckten wir ein Fünffrankenstück aus Louis Philipps Zeiten. Der Kleine war ganz glücklich, als Mr. Blockley ihm dafür zwei Kupferinge bot. — Meinen beiden Lehrern der Setonga-

Sprache zeigte ich heute am Schlusse der Schulstunde ein Bildchen der lieben Mutter Gottes. Der Eine fragte: 'Ist das deine Mutter? Ist das deine Königin?' Der Andere fügte in der Setonga-Sprache bei: 'Sei gegrüßt, o Königin!' Das war sicherlich das erste Mal, daß Maria in der Sprache der Batonga also begrüßt wurde! — Sitscheraba's Träger, welche wir bis Mowemba gedungen hatten, faßten heute den Plan, uns treulofer Weise nur bis Sitscheraba zu folgen.

16. August. Um 7 Uhr überschritten wir den Segambe und kamen in's Gebiet von Sitscheraba. Der Weg ist felsig-sandig bis zum Kalinka. Dort lag ein runder Felsblock am Wege. Alle Träger,

selbst mein Professor Paul, der vier Jahre bei Dr. Makenzie in Mangwato und später noch zwei Jahre bei den protestantischen Missionären in Kuruman zugebracht, gingen dreimal herum und hießen mich dasselbe thun, wenn ich nicht wolle, daß meine Beine steif und zum Gehen untauglich würden. O des Aberglaubens! Kalinka hat seinen Namen von einem Euphorbienwald, wie ich einen solchen bis dahin noch nicht sah. Die Stengel, gleich Kreuzesarmen, haben dreieckige Blätter von derselben Form und Dicke des Stengels in regelmäßigem Abstände und Kreuzesform; an der Spitze eines ausgewachsenen Armes erscheinen drei Sprossen als Obertheil des Kreuzes. Von Kalinka nach Sitscheraba trafen wir einen Mapani-Wald. Die Entfernung beträgt $\frac{3}{4}$ Stunden. Da der Sambesi dort einen großen Bogen macht, war er außer Sicht.



Elfenbeinpalmes.

¹ Nach Serpa Pinto ist der Name Lebossi, nach P. Depelschin Lebushi. Über Sepopo und seine Regierung vergleiche den Aufsatz: „Die Völkerstämme des obern Sambesi.“ Jahrg. 1881. S. 166 u. 209.

Beim Eintritt in Sitscheraba's 'Stadt' sahen wir viele Weiber um ein mit Elefantenzähnen umzäuntes Grab. Bereits sechs Jahre birgt dasselbe die Reste eines großen Mannes. Die Frauen beteten nach ihrer Art, d. h. sangen wieder und wieder dieselben Worte und gaben dem Verstorbenen Bier zu trinken. Zuerst nahmen sie einen Mund voll und gossen dann den Rest auf's Grab. Wir schickten einen Boten zum Könige und ließen ihm unsern Gruß entbieten. Mit einem Geschenk begab sich dann Mr. Blockley zu ihm. Der zwanzigjährige Fürst schien sich zu schämen, zu uns zu kommen. 'Ihr könnt meine Boote zum Übersetzen haben,' lautete seine Antwort; 'doch wartet bis morgen. Heute haben wir Tanz. Meine Leute, die Träger, haben mich darum.' Dank dir, liebe Mutter Gottes! Jetzt lenke das Herz Mowemba's, und die

Altäre deines Sohnes werden sich erheben an des Sambesi Gestaden! Als wir zum Nachtlager nach der Fährte gingen, sahen wir die Frauen vom Grabe und von allen Seiten zur Musik, zum Tanz und zum Biere eilen. Uns gegenüber liegt Senengambe's 'Stadt'; zur Linken haben wir ein prachtvolles Eiland, vor uns eine schneeweiße Sandfläche. Vom andern Ufer kam der Induna Senengambe (der westlichste Induna Mowemba's und von diesem als Rathgeber geschätzt) herüber. Er ist ein schöner, etwa 60 Jahre alter Mann, mit europäischer Gesichtsbildung; eine Decke um seine Lenden war seine einzige Bekleidung. Bald, gegen halb Eins, kam auch Sitscheraba mit seiner alten Decke. Als Kind von den Matabelen entführt, wußte er sich durch die Flucht zu retten, den unrechtmäßigen König zu beseitigen und sich selbst an die Spitze seines Volkes



Der Baobab oder Affenbrodbaum.

zu stellen. Wir waren die ersten Weißen, welche er sah. Er lud uns zum Biere ein unter einem prächtigen Baume, eine Viertelstunde vom Kraal. Da saßen die zwei ungleichen Häuptlinge auf dem Boden, wir auf unsern Feldstühlen; rings herum lagerte das Volk, unter dem ich eine große Anzahl alter Leute bemerkte. Bald vernahmen wir aus der Ferne Musik und Trommeln. Der musikalische Lärm erschallte bald stark, bald tönte er geheimnißvoll leise zu uns herüber. Ganz unerwartet trat auf einmal die Bande aus dem Gebüsch auf den offenen Platz. Hundert Jünglinge, in Fett glänzend, schwarz, mit Ocker bemalt, mit Federn in den Haaren, mit Strohhalmen, Stachelschweinsborsten in den Ohren, 4–6 Affegaien in den Händen, tanzten wild durch einander, zu einer Musik von 6 Trommeln (ausgehöhlten Baumkloßen, worüber

eine Haut gespannt ist), 18 Trompeten (Büffel- und Antilopenhörnern), einer Triangel. Denken Sie sich diese 25 Instrumente von 25 Wilden in tollster Raserei und unter Begleitung von betäubendem Pfeifen und Schreien bearbeitet! Statt ruhig zu stehen, müssen die Musikanten Haupttänzer sein. Sie machen die lächerlichsten Bewegungen, ohne den Platz zu wechseln. Bald ist die Trommel auf den Armen, bald zwischen den Beinen, bald auf dem Kopfe, bald auf den Füßen. Mehrere Hände hämmern zugleich darauf herum. Ähnlich die Pfeifer; bald bücken sie sich, bald stehen sie auf den Zehen, bald liegen sie auf dem Rücken und wüthen dabei, daß der Schweiß mit glänzendem Fett gemischt zu Boden strömt. Wer hätte bei diesen Völkern einen so wilden Tanz erwarten sollen? Die lebhafteste Phantasie wird sich kaum eine richtige Vorstellung

davon machen können. Kaum hatte diese Schaar ausgetobt, so ließ sich aus der Ferne ein neuer Trupp hören. Alles griff zu den Waffen und stürmte fort, dem Feinde entgegen. Assegaien sausen durch die Luft, man weicht aus, parirt. Es ist ein Scheingefecht zu unserm Vergnügen; sonst geht es noch viel toller her und Einige büßen das Leben dabei ein. 'Das sind unsere Kinder,' sagten die Fürsten. Die zweite Bande musizierte und tanzte noch toller, als die erste. Nach drei Viertelstunden versagten Stimme und Beine. Da ließ der König 6 mächtige Töpfe Bier bringen. Drei wurden zu seinen Füßen gestellt — der größte uns überlassen. Zum Schöpfen diente ein einem Suppenlöffel ähnlicher Kürbis, als Becher eine irdene Schüssel. Das Bier mundete. Nach dem Trunke gaben die jungen Leute ein Angriffsspiel, um den Königen zu zeigen, wie sie gegen den Feind vorangehen würden. Das Staunen des jungen Königs Sitscheraba ging in Entsetzen über. Ein alter Graubart hielt mit beiden Händen seinen Kopf fest. Er war überzeugt, daß er behezt sei. Häuptlinge und Volk zeigten sich freundlich; nur die Alten schauten auf uns als Zauberer. Während des Spieles hatten die Frauen ihren Tanz in der Ferne. Senengambi erhielt Taschentücher zum Geschenke, und wir zogen uns um 4 Uhr zurück. Bald kam der junge König mit einem armseligen Boote als Gegengeschenk. Mr. Blockley murkte, wenn er keinen Ochsen schenken wolle, müsse er einen kaufen. Ein besserer Bock kam nach. Dann kaufte Mr. Blockley noch einige für Feldhaken. Bevor der König uns verließ, bat er, ihm den Lohn für die Boote in der Nacht zu bringen, damit es Niemand sähe. Wir setzten Vertrauen in ihn. Er antwortete Wanki's warnenden Boten, er brauche Massapatans Rath nicht; er sei König und thue was er wolle. Mr. Blockley gab ihm eine Decke und eine Halschnur. Die alten Rathsherren des Königs bemerkten, das wäre sicherlich nur für den Weg, den wir festgetreten; wir müßten noch etwas beilegen. Mr. Blockley versprach es. Diese Alten hatten unsere Zuversicht bedeutend herabgestimmt.

17. August. Der heutige Tag war ein Tag des Kreuzes und des Trostes. Früh am Morgen kam Senengambi mit einem fetten Boote und einem Eimer Mehl. Für Sitscheraba, der sich auch bald einstellte, hatten wir eine Decke und fünf Meter Limbo als Zahlung für die Rachen bereit. Seine alten Minister wollten mehr Limbo. Wir gaben noch sechs Meter bunten Stoff, der war ihnen zu schmal; wir boten breiteren, der war zu kurz. Mit zwölf Ellen waren sie endlich zufrieden. Inzwischen kam Senengambi zurück. Wir zeigten ihm die Bezahlung: 'Das ist nicht schön,' sprach er dann zu Sitscheraba; 'du hast bereits viel zu viel erhalten.' Da ersuchten wir ihn, uns überzusetzen. 'Gerne würde ich es um den Preis thun,' antwortete er; 'aber es würde ein heftiger Streit zwischen uns Beiden entstehen.' Sitscheraba versprach endlich, die Rachen holen zu lassen. Er ging selbst, aber nicht zu den Rachen, sondern begab sich von Neuem zum Rathe der Alten. Diese waren noch nicht zufrieden. Mr. Blockley sandte dem Könige Boten nach und verlangte die Rückgabe des in der Nacht gebrachten Lohnes oder die versprochenen Rachen. Sitscheraba selbst kam zurück und versprach, morgen die Rachen zu geben. 'Entweder jetzt die Boote, oder wir ziehen weiter. Wir haben schon zu viel geboten.' — 'Gut, ihr sollt heute noch hinüber. Vier Rachen stehen da. Aber wo ist die Bezahlung?' Sie wurde ihm gegeben. Sofort warf er jedoch das Erhaltene wieder auf den Boden, als ob es glühende Kohlen gewesen

wären. 'Was soll das?' — 'Ich darf diese Sachen nicht nach Hause bringen. Einer wird den Zauber über mich sprechen.' — 'Das kümmert uns weiter nicht. Wo sind die Rähne?' — 'Da stehen sie.' Mr. Blockley hieß mich gleich mit den vier Rachen übersetzen. Als ich eben abfahren wollte, kamen Sitscheraba's 25 Leute, die bis Mowemba gedungen waren, um hier Lohn zu erhalten. Um nur fortzukommen, gab man ihnen eine Elle Limbo. Ich landete glücklich mit einem Theile der Güter am andern Ufer und dankte Gott, daß ich endlich den Fluß zwischen mir und diesem Volke hatte. Aber — aber — wahrer Schrecken ergriff mich, als ich sah, wie die zurückkehrenden Rachen jenseits wieder angebunden und mit Wachen umstellt wurden. Was gab es jetzt wieder? Meine Besorgniß wurde zur Angst, als statt unserer Gefährten zwei Rachen mit Sitscheraba's Leuten herüberkamen. Nur Pitt mit vier Trägern war bei mir. Ich ließ die Güter auf einen Haufen tragen und überwachte die unsichern Gesellen, die sich bald an sie herandrängten. Eine geladene Flinte lag zu meinen Füßen; allein ich flehte zu Maria um Schutz und Hilfe. Wie froh war ich, als nach zwei Stunden Mr. Blockley die Rachen wieder in Bewegung setzte und als P. Superior mit Senengambi landete! Letzterer führte uns in seine Gärten, der Inselresidenz gegenüber. Was war nun der Grund der Verzögerung? Sitscheraba verlangte für Logis und Brennmaterial fünf Ringe dicken Kupferdrahtes. Eine unverschämte Forderung! Von Wanki her folgten uns sechs Salz Händler, jeder mit etwa 70 Pfund. Bei Sitscheraba mußten sie 60 Pfund für die Überfahrt zahlen, und öffentlich wurde den armen Leuten gesagt, sie hätten es nur den Weißen zu danken, daß man ihnen nicht alles nähme. Worauf stützte nun Sitscheraba seine unverschämten Forderungen an uns? Zunächst sah er, daß wir friedfertige Leute waren. Dann hieß es immer: Andere zogen vor euch am jenseitigen Ufer vorbei und schickten, ohne uns gesehen zu haben, große Geschenke. Ich fürchte nur, daß man auch unsere erpreßten Bezahlungen so deuten wird. Hier nennen die Leute den hochw. P. Superior Siadosu: Mann mit dem langen Barte; mich Manari siomani: Herr, Vater vom König; Bruder Vervenne: Mann mit der weiten Hose.

18. August. Induna Senengambi schickte uns Träger. Um 8 Uhr zogen wir ab. Der Weg führte uns bei Mowemba's Kraal durch einen herrlichen Palmenwald, dann bis Siombo durch dichtes Dorngebüsch. Am Mukka machten wir Halt. Der schöne Fluß, der fruchtbare Boden verleihen der Gegend Abwechslung und Leben. Die Leute waren nicht nur auf den Feldern thätig, sondern auch in den Wäldern mit der Verfertigung von Rachen beschäftigt. Beim Thorwächter von Mowemba machten wir Halt, um unsere Boten zum Könige voranzuschicken. Der Wächter gab uns gute Hoffnung. Im großen Rathe, dem er gestern beigewohnt, habe Mowemba gesagt, er könne uns nicht abweisen, weil er auch den Portugiesen zu bleiben erlaube. Dank der lieben Mutter Gottes! Der Wächter schenkte uns einen schönen Bock.

19. August. 8 Uhr Morgens Ausbruch. Der Grenzwächter, Schwager des Königs, führt uns. Wir ziehen durch eine fruchtbare, dichtbevölkerte Gegend, und treffen ganze Wälder von schlanken Palmen mit ihren acht bis zehn Trauben der oben beschriebenen Früchte. Gegen 10 Uhr erreichten wir die Vorstadt von Mowemba's Residenz. In gebührender Entfernung machten wir Halt und sandten unseren neuen Führer zum Hauptmann des Platzes, dem Bruder des Mowemba, nach

dem König die erste Person im Land. Dieser ließ uns bitten, näher zu kommen, damit er uns sehen und dem König über uns berichten könne. Wir näherten uns nun, ließen uns von der ganzen Menschenschaar betrachten und versuchten dem Premier-Minister den Zweck unseres Kommens auseinander zu setzen. Allein er erwiderte, er sei schon genugsam darüber unterrichtet. Seine einzige Frage war diese: 'Seid ihr Männer des Friedens?' Ohne unsere Antwort abzuwarten, fügte er gleich bei: 'Doch ja, ich sehe es, daß ihr das seid, und werde euch gleich zum Könige führen.' Nach zehn Minuten begrüßten wir den Herrscher der Batongas. Mowemba ist ein ältlicher Mann von kräftiger Statur. Sein erstes Wort nach unserem Gruß, bevor wir noch über etwas Anderes sprechen oder ihm ein Geschenk anbieten konnten, war: 'Ich freue mich sehr, daß ihr aus so weiter Ferne zu mir gekommen seid.' Wir dankten ihm für dieß freundliche Wort. Dann fuhr er fort: 'Ich weiß bereits Alles. Alles ist recht. Ihr möget hier bleiben, so lange es euch hier gefällt. Ihr könnt euch einen Platz für ein Haus auswählen, ebenso für einen Garten, und dann können von euch so viele herkommen, als wollen.' Des Königs Nefte, der Haushofmeister oder Hofmarschall, führte uns dann an den Fluß, wo wir vorläufig in einem Gehege von Zweigen unser Zelt aufschlugen und eine Nothhütte erbauten. Am Nachmittag schickte uns Mowemba einen Ziegenbock und einen Eimer Milch. Wir überreichten ihm dafür eine bunte Decke. Eine Unterredung mit dem König ist eine Geduldsprobe; denn von Mr. Blockley bis zum Ohr des Königs gehen die Worte durch den Mund von sechs Männern; so hat der König Zeit, seine Antworten zu überlegen. Nach jedem Satz heißt es: 'Ich höre; — das ist gut; — ja; — nein, — und tausend ähnliche Laute der Zustimmung oder der Mißbilligung. Wie ist es nun möglich, daß der König schon so gut unterrichtet war? Unsere Absicht war zu bekannt und unser Kommen konnte als ein Landesereigniß dem mündlichen Telegraphen der Kaffern nicht entgehen. Das Hauptverdienst gebührt einem Manne von Mowemba selbst, den die Vorsehung uns bei Wanki zugeführt hatte und der uns inständig bat, unsere Sachen nach Mowemba bringen zu dürfen. Er hatte uns von Shabe und dann von Sitscheraba Träger besorgt, und auf diesen Gängen Boten nach Mowemba abgeschickt.

20. August. Nach der heiligen Messe beteten wir das Te Deum zum Dank für den glücklichen Verlauf unserer Reise. Schon um 8 Uhr Morgens war König Mowemba bei uns auf Besuch. Wir schenkten ihm zwei Gewehre. Der König freute sich darüber wie ein Kind. Pater Superior stellte ihm dann vor, daß er selbst nach Panda-ma-tenka zurückkehren müsse und mich mit dem Laienbruder hier lassen wolle. 'Das ist gut,' sagte der König, 'du kannst dein Kind ruhig hier lassen. Ich werde es beschützen und alle Gefahren von ihm abwenden. Nur die Krankheit kann ich nicht vertreiben.' Des Königs Hofmarschall führte uns dann zu einem Platze, den er für uns ausgewählt hatte. Im Falle, daß er uns nicht behage, könnten wir selbst einen besseren auswählen. Aber es ist ein allerliebsteres Plätzchen, ein fruchtbarer Hügel hart am Sambesi, von zwei Flüssen begrenzt. Es gefiel mir, weil es ein wenig hoch und etwas von der Residenz entfernt ist. Der König erhielt werthvolle Geschenke. Er ist kein Bettler, sondern mit dem zufrieden, was wir ihm geben. Am Tag vor der Abreise des Pater Superior bat er aber doch um ein Abschiedsgeschenk, um mich nicht weiter belästigen zu müssen, wie er sagte. Jeder

von uns Dreien gab ihm etwas. Ich schenkte ihm einen rothen Offiziersrock. Sobald er ihn sah, und die schönen Knöpfe und die gelben Schnüre daran, war er ganz entzückt, lief damit zu seiner Hütte und meinte, den dürfe er nur beim Gebete anziehen. Eben so groß war seine Freude an den übrigen Sachen. Er nahm sie alle, ließ sich Wasser bringen, spritzte es darüber und betete, damit, wie er sagte, nichts Böses darüber kommen möge. Er scheint ein gutmüthiger alter Mann zu sein.

Am 22. August kehrte der hochw. Pater Superior mit Mr. Blockley nach Panda-ma-tenka zurück. Der König wiederholte ihm, er könne ruhig reisen, er wolle für sein Kind sorgen. Ich begleitete den hochw. Pater Superior noch ein Stück weit und sprach auf dem Rückweg beim Könige vor. Er rief sogleich seinen Erstgeborenen, der 25 Jahre zählt, herbei und machte ihn zu meinem Bedienten, der Alles für mich besorgen und überall zu meiner Verfügung stehen müsse. Ich war herzlich froh über diese Wahl des Fürsten. Der Prinz wird mir beistehen beim Bau einer Hütte und beim Hinübertragen der Sachen. Mr. Blockley hatte Korn auf lange Zeit und 32 Ziegen gekauft, damit wir für die erste Zeit mit Einkäufen nicht belästigt wären. Für eine gewöhnliche Decke bekommt man hier drei bis vier gute Ziegen. Bevor ich vom Hause des Königs fortging, mußte ich ihm das Hemd anziehen, das er gestern als Geschenk erhalten. Das war keine Kleinigkeit. Erstlich war es das erste Mal, daß ein Hemd über diesen kolossalen Menschen herunterfiel: der König wußte nicht, wie in die Ärmel fahren mit seinen dicken Armen. Einem Kranken, der an allen Gliedern gelähmt ist, zieht man leichter ein frisches Hemd an. Er wendete und drehte sich mit seinem Hemd, wie ein Bübchen in seiner ersten Hose. Dann kam der Prinz mit seinem rothen Rock; das ging besser; er war für den Rock wie gemacht. König Mowemba leidet sehr an Sicht, gleich am ersten Tage sandte er um Arznei. Der liebe Gott segnete die Wahl der Arznei; der König fühlte sich nach zwei Tagen besser und meinte, ich sei ein erprobter Arzt.

24. August. Gegen Abend kam ein Bote von Seansari's Kraal.

25. August. Mowemba's Sohn meldet in aller Frühe: 'Heute darf keines meiner Kinder arbeiten; es ist großer Bettag.' Wer heute arbeite, meinte er, dem stoße ein Unglück zu. Ich müsse mit allen Kindern zum Feste kommen. Erst zog das Volk in Prozession zum Grabe des alten Königs Mowemba. Sein elfenbeinumzäuntes Grabmal schaut gegen unseren Hügel heraus. Dort war die Residenz des früheren Königs; nach seinem Begräbniß wurde der Platz verlassen und dem Todten allein eingeräumt. Um dieses Grab herum betete, sang und tanzte das Volk. Dann zog es zu des jetzigen Königs Hütten, und das Tanzen und Trinken begann. Jetzt schickte der König einen Boten und ließ mich rufen. Mir war elend zu Muth; seit zwei Tagen litten der Bruder und ich an starker Ruhr. Ich wollte mir nichts anmerken lassen, um den König nicht zu erschrecken. Denn nach ihrem Aberglauben bringt Krankheit und Tod eines Weißen Unglück in's Land. Es ist vorgekommen, daß ein kranker Europäer einfach auf einen Nachen gesetzt und an's andere Ufer gebracht wurde. Ein anderer Europäer starb dießseits des Flusses, allein er durfte hier nicht begraben werden. Woher aber die Ruhr? Der Bruder war gleich so matt, daß er sich zu Bett legen mußte. Ich denke, es kommt von zu altem abgestandenem Bier, das

man uns gegeben. Der König kam mir 300 Schritte entgegen, nahm mich beim Arme und sagte: 'Schau da mein Volk.' Das Volk war äußerst freundlich. Einer nach dem Anderen kam und sagte grüßend: 'Wabuka siamuami' d. h. 'Sei gegrüßt, Vater des Königs!' Gleich brachte mir Sianisa, der älteste Sohn des Königs, einen Topf Bier. Allein das war mehr für meine Begleiter, als für mich. Dann begann der Tanz und die Musik, wie bei Sitscheraba, nur daß die jungen Leute noch phantastischer bemalt waren und sich noch schwärzer gemacht hatten, als sie von Natur schon waren. Am närrischsten hatten sich die Frauen bemalt. Sie tanzten in weitem Umkreise um die Musikbände mit den leeren Viertöpfen und Körben, welche sie bald auf den Boden setzten, bald wieder über den Kopf hielten. Nach dem Tanze wurden dem Volke die zwei Gewehre des Königs gezeigt, und als sie abgefeuert wurden, wollte der Jubel kein Ende nehmen. Ein alter Mann

von 60 Jahren drängte sich durch das Volk zu uns, warf sich auf den Rücken, schlug mit den Beinen in der Luft herum und klatschte in die Hände. Der König hieb ihm mit dem Stock auf die Beine; allein der alte Kauz wollte sich den Genuß nicht nehmen lassen, mir in dieser Weise seine Freude zu bezeigen. Wenigstens fünf Minuten lang machte er diese Complimente. Ich zog mich frühzeitig zurück. Umcololo, der zweite Sohn des Königs, sandte mir einen Krug Bier nach. Abends schickte der König einen zweiten. Wir aber rührten nichts an. Der Bruder Vervenne lag zu Bett. Das Volk, das uns noch nicht gesehen, strömte heute zu unserem Lager. Gegen Abend meldete Umcololo, das Volk mißbillige den Platz, den der König uns angewiesen, weil er zu nahe am Walde und zu sehr von wilden Thieren beunruhigt sei. Thatsache ist, daß kurze Zeit vor unserer Ankunft ein Löwe daselbst zwei junge Leute zerrissen hat.



Frauen am Sambesi bei der Feldarbeit.

26. August. Ich bin wieder hergestellt. Das ganze Volk aber leidet an den Nachwehen des Festes. Der Bruder muß noch immer das Bett hüten; seine Kräfte sinken. Am Nachmittag kam ein portugiesischer Händler; wenigstens gab er sich für einen solchen aus. Aber er ist schwärzer als ein Koranna und läuft wie ein Kaffer in Hemd und Schurzfell von Tete hierher und handelt um Pulver, Elfenbein und Perlen ein. Ich fragte ihn, ob er auch mit Menschen handle. Darauf wollte er nicht antworten. Allein bald darauf sagte er: 'Würden Sie einige Schwarze kaufen?' — 'Ja, ich hätte gern kleine Knaben.' — 'Was würden Sie damit thun?' — 'Sie sollten meine Knaben sein.' — 'Was würden Sie dafür geben?' — 'Was verlangen Sie?' — 'Elfenbein.' — 'Das habe ich nicht; aber ich habe andere Sachen.' — 'Wir wollen sehen; hier habe ich nur große Sklaven; die können Sie nicht brauchen, denn sie würden davonlaufen. Bei meiner Handels-

station, vier Tage stromabwärts, habe ich Knaben. Wenn ich umkehre, können Sie Leute mitschicken und dieselben kaufen lassen.' Das war mir vorläufig genug. Sie sehen, man treibt im Innern Afrika's noch Menschenhandel. Ich bin entschlossen, möglichst viele Sklaven zu kaufen, um sie frei zu lassen und zu unterrichten. Aber das macht dem Handel kein Ende. Da muß die öffentliche Meinung helfen, und deshalb bitte ich Sie, diesen Passus so viel als möglich zu veröffentlichen. Ich tauschte bei Aurago zwei Decken gegen 16 Pfund Perlen um, und 21 Böcke für zwei andere Decken. Der König besteht darauf, daß ich den Hügel beziehe. Er gab die zwei kleinen Flüsse als Grenze an. Alles Land dazwischen gehört uns.

28. August. Bruder Vervenne hat starkes Fieber. Der hochw. Pater Superior schickt von Sitschori einen Brief. Wir fangen an, den Hügel rein zu machen. In der Nacht machte

ein Löwe die Runde durch Mowemba. Ich besuchte die Arbeiter auf dem Hügel. Zu meinem Entsetzen tödteten wir in kurzer Zeit sechs Schlangen. Ich brachte ein entsetzliches Kopfweh mit zurück; ein schlimmer Vorbote!

29. August. In der Nacht hatte ich einen gewaltigen Anfall von Schüttelfieber; in kurzer Zeit waren alle meine Glieder, besonders die Kniee, gelähmt. Neben mir liegt der Bruder in demselben Zustand. Ich machte eine gehörige Schwitzkur, das erleichterte mich etwas. Dem König wurde vorgeworfen, er habe uns einen schlechten Platz angeboten. Wir seien für das Volk gekommen, und er sende uns in die Wildnis zu den Schlangen, wo zwei Hütten verlassen ständen, weil die Frau der einen von einem Krokodil und der Mann der anderen von einem Löwen aufgefressen seien. Der König habe

uns einen Platz angewiesen, den das Volk nie besuchen werde aus Angst und Abneigung. Alles das wurde mit Geschrei verhandelt. Ich ließ den König bitten, ob er nicht etwas Ruhe herstellen wolle. Wenn auch die Schmerzen und Zerschlagenheit in den Gliedern durch den Schweiß gehoben sind, so ist mir doch ein heftiger Kopfschmerz geblieben."

Hier endet das Tagebuch des seligen P. Terörde. Die letzten Seiten sind mit zitternder Hand geschrieben. Die Krankheit wurde nun immer heftiger. Am 6. und am 9. September schickte er Boten an den inzwischen ebenfalls erkrankten P. Superior und bat um Hilfe für sich und den schwerkranken Br. Vervenne. Aber bevor Br. Nigg dem sterbenden Missionäre zu Hilfe eilen konnte, war derselbe, wie unsern Lesern bekannt ist, bereits im Himmel. P. Terörde starb in der Nacht vom 16. auf den 17. September 1880.

Siam, seine Apostel und Märtyrer.

(Fortsetzung.)

3. Beginn der französischen Mission.

Nach dem gewaltsamen Tode des P. Margico blieb die Mission von Siam mehrere Jahrzehnte lang vollständig verwaist. Eines theils genügten die Missionäre der Jesuiten kaum, um die ungeheuern Arbeitsfelder von Japan, China, Tongking und Cochinchina zu verwalten, so daß sie nicht daran denken konnten, in Siam eine neue Niederlassung zu gründen; andererseits stand dem auch die Feindseligkeit des Königs Phra-Chao-Prasat-Thong hindernd im Wege. Nachdem aber sein Sohn Phra-Narai im Jahre 1656 den Thron bestiegen, führte Gott durch eine gnädige Fügung die für Cochinchina und China bestimmten apostolischen Vikare zuerst nach Siam, wodurch die so lange verlassene Mission daselbst einen neuen Aufschwung nahm. Was den Heiligen Stuhl bewog, für Hinterindien und China eigene apostolische Vikare zu bestellen, welche von Portugal unabhängig wären, ist im vorigen Jahrgang (1882) der Katholischen Missionen Seite 37 ff. ausführlich gesagt worden. Wir kommen daher nicht mehr darauf zurück, sondern werden jetzt die merkwürdigen Erlebnisse und die erfolgreiche Wirksamkeit der neuen Missionsbischöfe im Königreich Siam schildern.

Am 22. August 1662 langte Msgr. De la Mothe, Bischof von Bergtus i. p. i. und apostolischer Vikar von Cochinchina, in Begleitung der französischen Missionäre De Bourges und Dybier wohlbehalten in Juthia, der damaligen Hauptstadt von Siam, an. Glücklicherweise war er, durch ganz Kleinasien, Persien, Indien und Bengalen reisend, den Händen des Königs von Portugal entgangen, welcher Befehl gegeben hatte, den Prälaten als einen Eindringling in seine Kolonien festzunehmen und nach Bissabon zu schleppen. Aber hier vor den Thoren von Juthia sah sich der Bischof gleichwohl gezwungen, in der portugiesischen Kolonie außerhalb der Stadt ein Unterkommen zu suchen. Denn eine französische Kolonie gab es hier noch nicht, und die feindseligen Holländer schienen wenig geneigt, einem katholischen Bischof Aufnahme zu gewähren. Von anderen christlichen Niederlassungen hatte der Bischof damals noch keine Kunde; somit entschloß er sich einige Tage nach seiner Ankunft, dem Commandanten des portugiesischen „Lagers“ — so nannte man die fremden Kolonien bei der Hauptstadt — einen Besuch abzustatten. Bei dieser Gelegenheit merkte er, daß jener Haftbefehl des Königs von Portugal noch nicht bis hierher ge-

drungen war; denn der portugiesische Offizier empfing den Bischof mit großer Höflichkeit und allen Zeichen gebührender Hochachtung. Mit größter Zuverlässigkeit bat er denselben, im portugiesischen Lager Wohnung zu nehmen, und verschaffte ihm selbst ein Haus, nahe bei dem seinigen. Zugleich ließ er die wenigen portugiesischen Priester und Ordensleute, welche die Seelsorge unter den hier Handel treibenden fremden Katholiken versahen, von der Ankunft des französischen Prälaten benachrichtigen. Dieselben kamen auch und statteten dem Bischof ihren Besuch ab. Msgr. De la Mothe erwähnte bei dieser Gelegenheit, er sei nur auf der Durchreise nach Cochinchina begriffen, welches die ihm vom Heiligen Stuhl angewiesene Diözese sei, und erwarte die Ankunft der beiden apostolischen Vikare Msgr. Pallu und Cotelendi, welche, für Tongking und China bestimmt, einen andern Weg eingeschlagen hätten.

Nachdem die erste Neugierde der Portugiesen befriedigt war, zog sich Msgr. De la Mothe mit seinen beiden Missionären in die Einsamkeit zurück und machte die vierzigstägigen geistlichen Übungen des hl. Ignatius, um den für einen Missionär so nothwendigen Geist der Sammlung zu erwerben und den Segen Gottes auf seine Mission in Cochinchina herabzusiehen. Diese lange Zurückgezogenheit und Abschließung erregte, wie es scheint, den Verdacht der mißtrauischen Portugiesen, welche bereits zu fürchten begannen, die Franzosen möchten ebenfalls eine Kolonie hier gründen wollen und dadurch ihren Handelsgewinn verkürzen. Schon nach wenigen Tagen waren die schlimmsten Gerüchte gegen den Bischof im Umlauf. Einige zogen seine bischöfliche Würde und die Priesterwürde seiner Missionäre in Zweifel. Als Grund gaben sie an, daß in keinem der Briefe, die noch kürzlich aus Europa gekommen waren, dieser vorgeblichen Abgesandten des Heiligen Stuhles auch nur mit Einem Worte Erwähnung geschehe. Man dürfe diesen Unbekannten nicht auf's Wort glauben; man habe schon mehr als Einen Betrüger gesehen, der sich die priesterliche und bischöfliche Würde angemaßt habe, um sich in fernen Ländern einzuschleichen und Gewicht zu verschaffen; solche Leute verständen es, ihre schlechten Absichten unter dem Schein großer Frömmigkeit zu verbergen, und im Grunde seien sie nichts Anderes, als Betrüger oder Häretiker und Spione. Diese und ähnliche Reden gingen von Mund zu Mund. Als daher Msgr. De la Mothe nach Verlauf von 40 Tagen wieder mit den Portugiesen in Verkehr zu

treten begann, um ihre Sprache zu erlernen, fand er die meisten Gemüther gegen sich eingenommen. Ja, einige besonders böswillige portugiesische Kaufleute wußten den ausgebreiteten Verleumdungen einen solchen Anschein von Wahrheit zu geben, daß der bischöfliche Generalvikar von Goa, der sich damals gerade auf der Visitationsreise in Siam befand, sich verpflichtet glaubte, die Wahrheit oder Falschheit derselben an's Licht zu bringen. Von den hervorragenden Persönlichkeiten der portugiesischen Niederlassung begleitet, suchte er den Bischof in seiner Wohnung auf und verlangte im Namen des Erzbischofs von Goa, welcher Primas aller indischen Reiche und Missionsdiözesen sei, der Bischof De la Mothe solle ihm die päpstlichen Vollmachten zeigen. Durch diese vor Zeugen gestellte Forderung gerieth Mgr. De la Mothe in nicht geringe Verlegenheit; denn der Papst hatte den drei apostolischen Vikaren beim Abschied noch ausdrücklich befohlen, sie sollten ihre schriftlichen Vollmachten keinem zeigen, der als geistliche oder weltliche Autorität sie von ihnen fordern würde, da sie als apostolische Vikare dem Heiligen Stuhl allein und unmittelbar unterstellt seien. Demgemäß antwortete Mgr. De la Mothe dem Generalvikar, da er als französischer Bischof kein Unterthan des Königs von Portugal und als apostolischer Vikar kein Untergebener des Erzbischofs von Goa sei, so könne er dem officiell gestellten Verlangen nicht Folge leisten, ohne die Rechte des Heiligen Stuhles zu verletzen. Aber er sei bereit, ihm die päpstlichen Vollmachten in nicht-officieller Weise als seinem Freunde zu zeigen. Dieß that er am folgenden Tage. Der Generalvikar schien vollkommen zufriedengestellt und theilte dieß auch den portugiesischen Behörden der Niederlassung mit. Allein trotzdem wollten sich die einmal gegen den Bischof eingenommenen Gemüther nicht beschwichtigen lassen. Als daher Mgr. De la Mothe erkannte, daß seine Anwesenheit den Portugiesen von Tag zu Tag verhaßter wurde, sah er sich gezwungen, in das Lager der Holländer überzusiedeln. Die Holländer, ihrerseits eifersüchtig auf die Portugiesen, nahmen den Prälaten bereitwillig auf. Um nun seinen unfreiwilligen Aufenthalt bis zur Ankunft der übrigen Missionsbischofe so nutzbar als möglich zu machen, beschloß Mgr. De la Mothe, die chinesische und cochinchinesische Sprache zu erlernen, da er bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit in diese Missionsdistrikte abgehen wollte. Es fanden sich zwei Christen, der eine ein Chinese, der andere ein Cochinchinese, welche das Portugiesische gut verstanden und sich bereit erklärten, den Bischof und seine Missionäre in ihrer Heimathsprache zu unterrichten. Von diesen beiden Christen erfuhr der Bischof zuerst, daß zwei Stunden vom holländischen Lager entfernt eine cochinchinesische Niederlassung sich befinde, deren Bewohner zum Theil Heiden, zum großen Theil aber auch Christen seien. Hocherfreut vernahm der Bischof diese überraschende Kunde, und da ja Cochinchina sein eigener Missionsbezirk und diese christlichen Cochinchinesen somit seine Schäfchen waren, so hielt er es für seine Pflicht, sich ihrer vor allen Andern anzunehmen. Er begab sich also in ihre Niederlassung, wo er von dem cochinchinesischen Hauptmann, der selbst Christ war, mit großer Freude und Ehrfurcht empfangen wurde. Alle hier ansässigen Christen und selbst die Heiden bezeugten ihm ein lebhaftes Verlangen, aus seinem Munde die Worte des Heiles zu hören. Am Weihnachtsfest des Jahres 1663 las der Bischof die heilige Messe und begann dann seine Missionsthätigkeit mit einer Predigt in portugiesischer Sprache, welche ein Dolmetscher in's Cochinchinesische übersezte, damit alle An-

wesenden sie verstehen könnten. Alle waren durch diesen ersten Unterricht so gewonnen und fanden solches Wohlgefallen am Worte Gottes, daß sie von da an auch mit Hintanzetzung ihres zeitlichen Vortheils manche Stunde opferten, um den täglichen Gottesdienst in der neuerrichteten Kapelle zu besuchen. Mit gespannter Aufmerksamkeit und bewunderungswürdiger Gelehrigkeit lauschten Christen und Heiden der Predigt des Glaubens. Kaum hatte der Bischof drei oder vier Unterrichte erteilt, als schon mehrere heidnische Cochinchinesen die heilige Taufe verlangten; andere wollten mit den Missionären eine Privatunterredung haben, um ihnen ihre Zweifel vorzulegen. Alle gaben Hoffnung auf ihre baldige Bekehrung. Die bereits früher getauften Cochinchinesen sahen mit Rührung die Wirkungen der Gnade in den Herzen der Heiden und ihr eigener Eifer erwachte. Die, welche das Portugiesische verstanden, beichteten, unterrichteten die Katechumenen und unterließen nichts, um die noch Widerstrebenden für Christus zu gewinnen. Einige waren bei der Verfolgung in Cochinchina abgefallen. Diese bezeugten durch ihre Beschämung und Thränen eine lebhaftere Reue über ihren Fall und das Verlangen nach Ausöhnung mit Gott durch das Sacrament der Buße.

Mit inniger Freude sah der Bischof sein Erstlingswerk gedeihen. Die plötzliche Abreise von zwanzig Cochinchinesen schien zwar für einige Zeit die Fortschritte der neuen Mission zu verzögern, erwies sich aber bald als ein Mittel der Vorsehung, um den Samen noch weiter auszustreuen. Denn jene zwanzig Männer waren Marinesoldaten des Königs von Siam, welche eben jetzt den Befehl erhielten, sich auf ihre Schiffe zu begeben, um auf einige Piraten Jagd zu machen. Bald nachher jedoch wurden sie beurlaubt und kamen als noch eifrigere Christen in's Lager zurück. Der Schiffskapitän selbst und der christliche Theil der Bemannung hatten während der Fahrt täglich Morgens und Abends die Gebete gemeinschaftlich verrichtet und die Hauptwahrheiten der christlichen Religion mit einander wiederholt. Die heidnischen Soldaten waren durch diese fromme Übung sehr erbaut und gerührt. Sie knieten mit den Christen nieder und lernten die Gebete derselben auswendig. Am Tage ihrer Rückkehr nach Juthia trafen sie einen der französischen Missionäre, eilten voll Jubel auf ihn zu, ergriffen seine Hand und riefen: „Vater! wir wollen keine Gözenbilder mehr anbeten; wir sind auch Christen und kennen schon die Hauptlehren deiner Religion; wir glauben daran und bitten um die Taufe.“ Dieses Ereigniß war für den Bischof ein großer Trost und ein Zeichen, daß Gott ihn nicht ohne Absicht hier zurückhalte. Trotzdem war er vorsichtig. Denn in diesen Gegenden, wo der Gözendienst und die angeborenen Laster der Wollust und Trägheit die neubekehrten Christen immer der Gefahr aussetzen, ihre neue Religion durch Unbeständigkeit und durch ein schlechtes Leben in Verruf zu bringen, erlaubt es die Klugheit nicht, die Katechumenen zur Taufe zuzulassen, bevor man sich durch hinlängliche Beweise von der Festigkeit ihres Glaubens und der Besserung ihrer Sitten überzeugt hat. Mit Beobachtung dieser Vorsicht wurden die meisten Cochinchinesen getauft und die schon getauften noch besser unterrichtet.

Es befand sich in der Nähe auch eine kleine Niederlassung christlicher Japanesen, die hierher geflohen waren, um der grausamen Verfolgung in ihrer Heimath zu entgehen. Sobald Mgr. De la Mothe von ihrem Dasein Kenntniß erhielt, besuchte er sie, lobte ihren Eifer für die Religion und bot ihnen alle Hilfe und Dienste an, welche er selbst oder seine Missionäre

ihnen leisten konnten. Diese armen verfolgten Christen hatten noch nie einen Bischof gesehen; als sie daher des Msgr. De la Mothe ansichtig wurden, warfen sie sich zu Boden, um ihm ihre Ehrfurcht zu beweisen. Sie wurden durch den Zuspruch desselben, welchen ein Dolmetscher ihnen wiederholte, sehr getröstet und ermuntert. Sie theilten dem Bischof mit, während des verflossenen Jahres hätten in ihrer Heimath allein 370 eingeborne Christen den Martertod erlitten, und eine noch größere Anzahl schmachte in den Kerkern; der Eifer der Bekehrten sei noch immer gleich groß, obwohl sie alle ihre Seelenhirten verloren und so der Stärkung durch die heiligen Sacramente beraubt seien. Diese traurige Erzählung und die Unmöglichkeit, in welcher Msgr. De la Mothe sich befand, jener verfolgten Kirche zu helfen, bewegte ihn tief und erpreßte ihm Thränen. Er versprach den Japanesen, er werde den Papst von der Noth ihrer Brüder in Kenntniß setzen, damit derselbe Mittel finde, ihnen beizuspringen. Er sagte ihnen auch, er werde ihnen jeden Sonntag einen seiner Missionäre schicken und bisweilen selbst kommen, um die heilige Messe zu lesen, und wenn sich einige fähige junge Leute unter ihnen befänden, die Beruf zum Priesterthum in sich fühlten, so sollten sie ihm diese nur zuführen, er werde sie unterrichten und dann zu Priestern weihen.

So war denn der Wirkungskreis des apostolischen Bischofs abermals um eine kleine Gemeinde gewachsen, und wuchs in der Folge noch mehr. Denn das begeisterte Lob, das diese Japanesen und auch die Cochinchinesen dem leutseligen und seeleneifrigen Bischof bei ihren siamesischen Bekannten spendeten, erregte die Neugierde der letzteren, und bereits kamen die Siamesen in großer Zahl, ihn zu besuchen. Sie unterhielten sich mit ihm hauptsächlich über die neue Religion, die er ihnen verkündigen wolle; sie sprachen ihre Verwunderung aus über die erhabenen Wahrheiten des Christenthums und die Reinheit seiner Sittenlehre; aber sie meinten, ihre eigene Religion sei nicht weniger schön, noch weniger heilig, und ebenso geeignet, ihnen die ewige Glückseligkeit zu verschaffen.

Nach den sehr genauen Angaben des Bischofs Pallegoix und der Missionäre früherer Zeit läßt sich das höchst unklare, verworrene und widerspruchsvolle Religionsystem der Siamesen auf folgende Hauptpunkte zurückführen:

Die Siamesen besitzen ein uraltes heiliges Buch in 60 Bänden. Dieß Buch heißt Trai-phum, d. h. „die drei Orte“, und ist in drei Abschnitte getheilt. Der erste handelt vom Weltall im Allgemeinen und von unserer Erde im Besonderen; der zweite beschreibt die 6 großen und 16 kleineren Himmel; der dritte befaßt sich mit den 8 großen und 16 kleineren Höllenreichen.

Unsere Welt und viele tausend andere Welten mit allen Pflanzen, Thieren, Menschen, Engeln und Teufeln, Himmeln und Höllen sind erschaffen. Das Wesen, welches Alles erschaffen hat, heißt Phra-tham; es ist ewig, es ist die Wahrheit, die Gerechtigkeit und das Naturgesetz. Phra-tham, der Schöpfer, ist aber weder ein körperliches, noch ein geistiges Wesen, er ist etwas, das man weder denken, noch aussprechen, noch sich vorstellen kann. Von diesem Urausgang aller Dinge weiß man gar nichts; denn er hat sich nicht geoffenbart. Es werden ihm auch keine Tempel gebaut, keine Opfer dargebracht, er wird nicht angebetet, nie genannt; denn dieß Wesen kümmert sich gar nicht um seine Geschöpfe. Es ist weder im Himmel noch sonst wo; es ist nirgends. Dieses Wesen kennen die meisten Siamesen nicht einmal dem Namen nach, und fragt man die buddhistischen Priester darüber, so hüllen sie sich in Schweigen und verweisen auf ihre heiligen Bücher, welche auch nichts darüber enthalten. Die

Siamesen sind somit eigentlich praktische Atheisten, da sie einen höchsten Gott weder kennen noch verehren.

Die Katanatrat, d. h. „die drei Diamanten“ oder kostbarsten Dinge der sichtbaren Welt, sind der Buddha, die heiligen Bücher und die Talapoins oder Mönche des Buddha.

Der Buddha ist ein Mensch gewordener und auf Erden vom Weibe geborener Engel höherer Ordnung, welcher aus einem der vielen Himmel auf die Erde herabkommt, ob freiwillig oder gezwungen bleibt ungewiß, um die Menschen den Weg zur Heiligkeit und Glückseligkeit zu lehren und eine neue Religion zu stiften.

In jedem Weltalter werden ein oder zwei, bis zu fünf Buddhas geboren; die Religion eines jeden dieser Buddhas hat Geltung auf 5000 Jahre und hebt die Religion des vorhergehenden Buddha auf. Wie es vor unserem Weltalter schon viele Tausende von Buddhas gegeben hat, so wird es auch nach ihm noch ebenso viele Tausende geben. Sie können aber auf verschiedene Weise geboren werden: entweder aus einer irdischen menschlichen Mutter, oder aus einem Ei, oder aus einer Blume, oder auch aus dem Nichts, d. h. ganz von selbst aus eigener Kraft. Dieser Buddha, der ebenfalls eine lange und fabelhafte Seelenwanderung durch allerlei Thierleiber durchmacht, lebt schließlich als Mensch auf Erden und stirbt wie andere Menschen auch. Nach seinem Tod geht er wegen seiner Tugenden gleich in den ersten Himmel ein und wird ein Engel mit einem Körper. Indem er auch dort den Menschen auf Erden viel Gutes erweist und sich neue Verdienste erwirbt, steigt er von Himmel zu Himmel, wird jezt ein Engel ohne Körper, aber noch mit fünf Sinnen, dann ein Engel ohne Sinne und zuletzt gelangt er zur höchsten ewigen Seligkeit, d. h. er erlöst wie ein ausgebranntes Licht und wird vernichtet.

Dem jeweiligen Buddha nun, der zwar kein Gott ist, aber große Macht besitzt, werden prachtvolle Tempel gebaut, worin das sitzende oder liegende Standbild desselben meistens in riesiger Größe und ganz mit echtem Goldblech überzogen aufgestellt ist. Es werden ihm aber auch keine Opfer dargebracht, da er nichts braucht, ja möglicher Weise gar nicht mehr existirt, sondern sich längst in das glückselige Nichts aufgelöst hat; es wird zu seiner Ehre nur eine Art Erinnerungs-Gottesdienst gehalten, der in einem wechselweisen Gebet aus den heiligen Büchern besteht. Dieser Dienst wird von den Talapoins versehen, von denen später ausführlich die Rede sein wird.

Was nun die Menschen angeht, so scheiden sie sich in zwei Arten, in gute und in böse Menschen. Die Seelen derselben werden ebenfalls im Himmel oder in der Hölle geboren und wandern dann in einem Menschen- oder Thierleib auf Erden umher. Deshalb können sowohl Thiere als Menschen Verdienste und Mißverdienste sammeln, und zur Heiligkeit und Seligkeit, d. h. zur Vernichtung gelangen. Deshalb dürfen sie auch keine Thiere tödten. An diese Vorschrift halten sich jedoch die Siamesen selbst nicht; denn es gibt bei ihnen Mörder so gut wie bei uns, und ihre Könige und Vornehmen gehen zum Vergnügen auf die Jagd, wie die Könige anderer Völker. Überhaupt sind die Siamesen der Ansicht, diese Gebote seien nur für die frommen Talapoins; die übrigen trösten sich mit dem Gedanken, daß sie für ihre Übertretungen alle miteinander mehr oder weniger in die Hölle kommen und dann der Vernichtung theilhaftig werden.

Die ganze Sittenlehre der Siamesen ist in folgenden Verboten und Geboten enthalten:

1. Es ist verboten, irgend ein Thier zu tödten. Aus diesem Grund erheben sich die heiligen Mönche des Buddha erst nach Sonnenaufgang von ihrem Lager, um nur ja keine Ameise oder Spinne zu zertreten. Auch ist es z. B. ein verdienstliches Werk, einem gefangenen Vogel den Käfig zu öffnen oder ein Thier aus Lebensgefahr zu retten.
2. Es ist verboten, zu stehlen und zu betrügen.
3. Es ist verboten, Unkeuschheit und Ehebruch zu treiben.

4. Es ist verboten, zu lügen.

5. Es ist verboten, Wein oder irgend ein berauschendes Getränk zu genießen, weil die bösen Geister, welche ehemals reine Engel waren, dadurch gefallen sind, daß sie sich betrunken haben. Als sie in die Hölle stürzten, riefen sie: Wir trinken keinen Wein mehr! Wir trinken keinen Wein mehr!

Es gibt drei Gebote der Vollkommenheit, welche von den frommen Menschen beobachtet werden:

1. Sich der Nahrung zu enthalten von Mittag bis zur nächsten Morgenröthe.

2. Sich zu enthalten der Schauspiele, Tänze, Lieder, Blumen und Wohlgerüche.

3. Nicht zu ruhen auf einem kostbaren Bett oder weichen Kissen.

Es gibt neun Grade der Vollkommenheit und Heiligkeit: nämlich vier Wege der Heiligkeit und vier Früchte der Heiligkeit, und endlich neuntens den Gipfel der Vollkommenheit oder die Vernichtung.

Es gibt drei Arten des Gebetes: das Gebet des Körpers, das Gebet des Wortes und das Gebet des Geistes.

Es gibt drei sehr vollkommene und verdienstliche Gebete: das erste heißt *Kau-sam-sib-song* und ist eine Aufzählung der 32 Theile des menschlichen Leibes, wobei man sich der Vergänglichkeit alles Irdischen und des Todes erinnert. Das zweite Gebet ist eine Aufzählung der göttlichen Tugenden und Eigenschaften des Buddha. Das dritte Gebet ist eine Lobpreisung des Buddha, der Natur und der *Talapoins*. Dasselbe beginnt:

Ich weiß und glaube, daß Buddha meine Zuflucht ist.

Ich weiß und glaube, daß die Natur meine Zuflucht ist.

Ich weiß und glaube, daß die *Talapoins* meine Zuflucht sind, u. s. w.

Jeder auch noch so große Sünder kann durch Verehrung der „drei Diamanten“, d. h. des Buddha, der heiligen Bücher und der *Talapoins*, Vergebung erhalten und gerettet werden. Nur fünf Arten von Verbrechern können keine Vergebung noch Rettung erlangen:

1. Wer seine Mutter getödtet hat.

2. Wer seinen Vater getödtet.

3. Wer einen Heiligen getödtet.

4. Wer dem Leib des Buddha während seines Erdenlebens auch nur einen Tropfen Blut entlockt hat.

5. Wer die *Talapoins* verfolgt.

Alle Thiere und Menschen verdienen sich durch ihre Handlungen Belohnung oder Strafe, und alles was den Menschen im

Leben zufließt oder zu Theil wird, Reichthum und Armuth, Gesundheit und Krankheit, Ehre und Schande, eine hohe und eine niedrige Geburt, Glück und Unglück, das sind Belohnungen oder Strafen für früher erworbene Verdienste oder Mißverdienste. Denn alle lebenden Wesen sind schon vielmal als Thiere oder Menschen in früheren Zeiten auf Erden gewesen, und werden nach ihrem Tode unter anderer Gestalt wiederkommen, aber ohne sich ihres früheren

Daseins zu erinnern, bis sie durch eine Seelenwanderung von oft tausend Jahren geläutert und geheiligt endlich auch zur Vernichtung gelangen.

Somit glauben die Siamesen auch nicht an die Unsterblichkeit der Seele; denn wenn diese auch nicht mit dem Körper stirbt, so wird sie doch schließlich vernichtet. Mit dem Vergessen des früheren Lebens fällt die quälende Strafe des Gewissens weg. Mit der blinden Herrschaft von Verdienst und Mißverdienst und dem willkürlichen Einfluß zahlloser guter und böser Geister fällt der Glaube an eine göttliche Vorsehung. Und damit, daß selbst die Hölle nur eine Läuterung ist, und ebenso wie der Himmel mit Vernichtung endet, bei der Niemand etwas zu hoffen oder zu fürchten hat, fällt der letzte zwingende Beweggrund fort, das Gute zu thun oder das Böse zu unterlassen. Diese Religion ist ebenso gedankenlos als bequem.

Der Glaube an eine fortgesetzte Seelenwanderung, an dem die Siamesen begreiflicher Weise so eigensinnig festhalten, daß sie ihn als die Grundwahrheit ihrer Religion betrachten, hat bei vielen wenigstens eine gute Wirkung, daß sie nämlich sehr einfach und sparsam leben. Denn da sie glauben, daß ihre Seele auch nach dem Tode noch leibliche Bedürfnisse habe, so sparen sie sich Geld zusammen, das sie so verborgen als möglich vergraben, damit ihre abgeschiedene Seele sich desselben zu ihrem Unterhalt bedienen könne. Dieser thörichte Wahn raubte ehemals (heute wohl kaum mehr) dem Handelsverkehr und dem Staatshaushalt ganz ungeheure Summen. Die Prinzen und vornehmen Herren ließen sich Pyramiden erbauen, unter denen sie ihre Schätze für's andere Leben vergruben; und obgleich es als eines der größten

Verbrechen galt, dieß Geld den Todten zu rauben, so wurden doch zu größerer Sicherheit *Talapoins*, als Wächter und vermuthlich auch als lachende Erben dieser Schätze bestellt.

Daneben war das Volk zahllosen abergläubischen Gebräuchen ergeben, welche von den buddhistischen Priestern zwar mißbilligt, aber nicht verhindert werden konnten. Die Siamesen nahmen bei jeder



Götzen im Tempel des Königs von Siam.

Gelegenheit ihre Zuflucht zu Sterndeutern, Zauberern, Hexen, Geisterbeschwörern und zu allerlei Zauberkünsten und Amuleten.

So schwierig es auch schien, ein so sklavisches Volk, das mit solcher Zähigkeit an seiner abergläubischen Religion festhielt, zu bekehren, so vertraute doch Mgr. De la Mothe auf die Barmherzigkeit Gottes und die Kraft seiner Gnade, und hoffte, das Licht des Evangeliums werde doch vielleicht einige Siamesen erleuchten. Er flehte zu Gott um ihre Bekehrung in anhaltendem Gebet, und benützte unterdessen jede sich darbietende Gelegenheit, um einzelne seiner Besucher zu belehren und zu gewinnen.

Ein Umstand kam hierbei den Missionären sehr zu statten: nämlich die in Siam herrschende Religionsfreiheit. Christen, Muhammedaner und Heiden aller Länder genießen volle Freiheit, ihren Gottesdienst in der Hauptstadt selbst und unter den Augen des Hofes auszuüben. Keine einzige Religion ist

verboten, vorausgesetzt, daß ihre Anhänger die Staatsgesetze nicht umstoßen. Diese Begünstigung aller Religionen ist ein Ergebnis der klugen Handelspolitik der siamesischen Regierung. Denn die Freiheit, die man hier Jedem gestattet, nach seiner Façon zu leben, zieht viele Fremde in's Land. Diese führen ausländische Waaren ein, setzen die Producte von Siam im Ausland ab, vervollkommen die Künste und Gewerbe und vermehren dadurch den Steuerertrag des Staates und die Einkünfte des Königs. Dabei verursacht diese Verschiedenheit der Religionen keinerlei Ruhestörung, weil Jeder seine Religion verlassen und eine andere wählen kann, wie es ihm beliebt, und weil es streng verboten ist, die Religionen der Anderen verächtlich zu machen oder anzugreifen.

Diese allgemeine Religionsfreiheit herrschte in Siam zur Zeit, als der apostolische Vikar Mgr. De la Mothe daselbst seine Thätigkeit begann. Der Bischof benützte dieselbe, um einen



Pagode des schlafenden Buddha.

weiteren Schritt zu thun und die Siamesen selbst in ihren Wohnungen aufzusuchen und sie über die christlichen Wahrheiten zu unterrichten. Zuerst versuchte er es mit den Kranken und namentlich mit den Gefangenen, deren Loos in Siam sehr hart ist, da die Criminalgesetze außerordentlich streng gehandhabt werden. Eine kurze Schilderung der Gerechtigkeitspflege in Siam, wie sie die französischen Missionäre aus jener Zeit uns hinterlassen haben, wird uns einen Begriff von den Plackereien geben, denen das niedere Volk durch die Richter ausgesetzt war.

In jeder der 40 Provinzen des Reiches befindet sich ein Gerichtshof, vor welchem alle Civil- und Criminalprocesse entschieden werden. Oberster Richter ist der Statthalter der Provinz unter dem Titel Tschau-Menang, d. i. Herr der Stadt oder der Provinz. Diese Würde ist, wie alle anderen öffentlichen Ämter, in den vornehmen Familien erblich. Ob ein solch erblicher Oberrichter die Gesetze kennt, danach fragt man nicht. Dafür hat er seine 16 Ge-

richtsbeisitzer und Rechtsgelehrte, deren Gutachten er einzuholen verpflichtet ist; die Entscheidung jedoch steht ihm allein zu. Schulen oder Lehrer der Rechtswissenschaft gibt es auch nicht. Man überläßt es jedem Richter und Advocaten, sich die nöthigen Kenntnisse aus den Gesetzesbüchern und durch die Praxis zu erwerben. Die Siamesen haben drei Gesetzesbücher. Das erste enthält die Namen, Pflichten, Befugnisse und Vorrechte sämtlicher Würdenträger und Beamten des Reiches. Das zweite ist eine Sammlung von Gesetzen, Verordnungen und Rechtsprüchen der alten Könige. Der dritte Band enthält die Gesetze und Verordnungen des letztverstorbenen Königs.

So oft nun irgend ein Rechtsfall zu entscheiden ist, so sucht man in den Gesetzesbüchern nach einer darauf bezüglichen Verordnung oder einem ähnlichen Fall, und das dort beigefügte Urtheil wird dann auch hier gesprochen, wenn es auch noch so ungerecht wäre. Findet sich keine Verordnung und kein ähnlicher Fall, so geben die Gerichtsbeisitzer ihr Gutachten ab, und der Statthalter-

Oberrichter entscheidet und spricht das Urtheil. Ist der Angeklagte mit demselben nicht zufrieden, so kann er an den König appelliren. Alle Prozesse werden nur schriftlich geführt. Der Kläger gibt seine Klage mit ausführlicher Angabe aller Gründe und Beweise schriftlich ein, und ebenso der Angeklagte seine Bertheidigung. Diese Documente, welche oft nur mit Speckstein auf schwarze Tafeln geschrieben sind, und deshalb leicht verwischt oder von bestochenen Gerichtsbeisitzern gefälscht werden können, werden von den Richtern einzeln geprüft, nachdem man vorher die Linien gezählt, um wenigstens einer erheblichen Fälschung vorzubeugen. Die Zeugen werden vereidet und dann oberflächlich verhört. Wenn es der Kläger verlangt, so wird der Angeklagte für die Dauer des Processes im Gerichts-Gefängniß eingesperrt; allein der Kläger muß sich derselben Bedingung unterwerfen. Kann die Wahrheit durch Zeugenausagen nicht festgestellt werden, so müssen sich Kläger und Angeklagter einem Gottesgericht unterwerfen. Gewöhnlich wird die Feuerprobe angewendet. In einer Grube, welche eine Elle tief, eine Elle breit und fünf Ellen lang ist, wird Holz aufgeschichtet und angezündet. Wenn die Holzheute glühen, müssen beide Parteien mit nackten Füßen der Länge nach darüber schreiten. Wer mit unverletzten Sohlen davonkommt, wird für unschuldig gehalten. Oder es wird ein Kessel mit geschmolzenem Blei angewendet, in welches die beiden Gegner die Hand tauchen müssen. Oft wird natürlich beiden die Hand verbrannt, und dann gelten beide für schuldig, oder sie müssen sich einer neuen Probe unterwerfen. So kommt es, daß die Gefängnisse gefüllt sind mit Schulbigen und Unschulbigen, deren Füße und Hände verbrannt und deren Schultern von Schlägen zerfleischt sind. Das Schlimmste aber ist dieß, daß weder der Oberrichter noch die Unter-

beamten irgend einen Gehalt vom Staate beziehen, vielmehr erhalten sie die Hälfte aller verhängten Geldstrafen und Gütereinziehungen als Entschädigung für ihre Mühe. Daher ist der Pöbel und die Greifung Thür und Thor geöffnet, und die Beamten sind alle unter einander verschworen, das Volk auszusaugen und zu brandschafen, und man kann sagen, in Siam gibt es keine Gerechtigkeit. Neun Zehntel der Bevölkerung sind verarmt und durch ungerechte Prozesse der Sklaverei verfallen, und gehen mit stumfer Ergebung ihrem Schicksal entgegen, das ihnen die Beamten, meistens habgierige Tyrannen und blutgierige Tiger, bereiten.

Diese armen und oft von aller Welt verlassen Gefangenen suchte Mgr. De la Mothe in ihren Kerkern auf, linderte ihr Elend durch Almosen, reinigte und verband ihre Wunden, reichte ihnen Arzneien, die er aus Europa mitgebracht, tröstete sie durch seine Liebe und Theilnahme, und nachdem er ihr Herz gewonnen, sprach er ihnen von dem wahren Gott, dem einzig gerechten Richter und barmherzigen Vater aller Menschen, von dem Erlöser, und forderte sie auf, an ihn zu glauben und zu ihm zu beten. Staunend sahen die Gefängnißwärter und oft auch die Richter den ehrw. Bischof Tage lang in den Gefängnissen weilen, neben den Gefangenen am Boden knien und sie bedienen. Selbst dem König wurde es gemeldet. Bereits wurden die Herzen empfänglich für die Worte des Bischofs. Allein nicht bloß durch gute Werke, auch durch schwere Leiden mußte er erst den harten Boden befruchten, wie wir jetzt sehen werden. (Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Korea.

In Folge der Revolution in Korea, die wir in der vorigen Nummer der „Katholischen Missionen“ ausführlich berichtet haben, hat der König eine Proklamation an das Volk erlassen, aus der wir einige Sätze entnehmen:

„Unser Land hat im Jahr 1876 ein Freundschaftsbündniß mit Japan geschlossen und versprochen, demselben drei Handelshäfen zu eröffnen; in letzter Zeit haben wir auch mit Amerika, England und Deutschland neue Verträge geschlossen. Dieses ist allerdings eine Neuerung in unserem Staatsleben und man darf sich nicht wundern, daß das Volk seine Unzufriedenheit darüber kundgegeben hat. Aber die internationalen Verbindungen sind jetzt in allen Ländern gebräuchlich und bereiten keine Schwierigkeit. Wenn dagegen ein Land sich abschließt und von der Völkervereinigung fernhält, so bleibt es aller Bundesgenossenschaft beraubt, wird von allen Seiten angegriffen und geschlagen und geht schließlich dem Untergang entgegen.“

Unsere neuen Freundschafts- und Handels-Bündnisse werden nach dem allgemein gültigen Völkerrecht geregelt. Die christliche Religion können wir im Inneren des Landes nicht verkündigen lassen; dem stehen besondere Gesetze entgegen, und außerdem, wie könnten wir, die wir so lange Zeit die Lehren des Confucius und Mencius geübt haben und die wir unser Lebenlang auf dem Weg der Vollkommenheit und der Wahrheit gewandelt sind, plötzlich die Wahrheit verlassen und uns dem Bösen und dem Irrthum zuwenden? . . .

Da wir jetzt in freundschaftliche Beziehungen zu den Völkern des Abendlandes getreten sind, so befehle ich, daß man jetzt vor der Hauptstadt, als mit der neuen Ordnung der Dinge unvereinbar, alle jene Schlagbäume entferne, welche den Fremdlingen das weitere Vordringen bisher verboten. Die Gelehrten und das Volk sollen sich dieß wohl merken. Dieser Befehl, von der Regierung erlassen, soll

an allen Hauptorten, in der ganzen Länge und Breite unseres Reiches angeschlagen werden.“

Also die Verkündigung des Evangeliums ist in Korea wiederum verboten, und die europäischen Mächte haben für die freie Ausübung der christlichen Religion keinen Paragraphen im internationalen Völkerrecht finden können! Das ist sehr bezeichnend.

Annam.

Apost. Vikariat West-Tongking. In unsern frühern Jahrgängen (namentlich 1874, 1876, 1878) berichteten wir über die neueren blutigen Verfolgungen, in welchen in West-Tongking so viel Martyrerblut floß. Mit Freuden wird man aus dem folgenden Briefe des hochw. Herrn Cofferat, bat. 18. Juli 1882, sehen, daß der Seligsprechungsproceß dieser Blutzeugen im Gange ist und daß der Eifer der Missionäre und Seminaristen auch heute in der opferwilligsten Weise leuchtet.

„Sie fragen mich, wie es mit der Seligsprechung unserer Martyrer stehe. Die Proceßacten, welche ich im Jahre 1869 und in den folgenden aufnehmen ließ, sind vor beinahe fünf Jahren nach Rom geschickt. Dort werden sie nun geprüft. Das ist alles, was ich weiß. Der Bericht bezog sich auf 22 schon als ehrwürdig erklärte Martyrer, unter denen sich auch die ehrwürdigen Schaffler und Bonnard befinden. Ein zweiter Bericht über alle Martyrer der letzten Verfolgung, von 1856 bis 1862, wurde erst im Juni 1881 fertiggestellt. Derselbe wird gegenwärtig überseht. Aber welch eine Arbeit! Die Zeugenausagen nehmen 1500 bis 2000 Seiten ein. Die einfache officielle Vergleichung der Texte, welche nach der Übersetzung vorzunehmen ist — eine bloße Lesung derselben — wird zwei getrennt arbeitende Commissionen sechs Monate lang beschäftigen. Jetzt denken Sie

sich, wie viel Zeit die Übersetzung, dann das Abschreiben in Anspruch nehmen wird.

Sie erkundigen sich auch nach meiner gegenwärtigen Thätigkeit. Als Oberer des Knabenseminars hat man in Tongking doppelt so viel Trost, als in den besten Diöcesen Europa's; hier bin ich zugleich Novizenmeister, seit einem Jahre auch Director der apostolischen Schule.

Der erste Trost eines Seminarvorstehers besteht in einer großen Zahl von Zöglingen. In Frankreich macht sich unter der drückenden Herrschaft der religionsfeindlichen Ideen eine immer größere Leere in ähnlichen, vor Kurzem noch so blühenden Anstalten bemerklich. Hier nimmt im Gegentheil die Zahl der Anmeldungen mit jedem Jahre zu. Für 31 offene Plätze liefen zwei Jahre nacheinander 45 Aufnahmegesuche ein.

Ich sagte oben, ich sei Novizenmeister. Wir nehmen nämlich christliche Kinder im Alter von 12 bis 13 Jahren in das sogen. 'Haus Gottes' auf, d. h. in eine Art Noviziat. Nach einigen Jahren der Vorbereitung treten sie dann in das Knabenseminar. Bei der Aufnahme in das 'Haus Gottes' entsagen sie allem unnötigen Verkehre mit der Familie. Wie einst der junge Samuel, so werden auch sie von dem leitenden Priester unterhalten und leben immer mit ihm zusammen. Es sind bereits kleine Novizen; bei den religiösen Übungen und bei anderweitigen feierlichen Anlässen tragen sie die Soutane. Nach dem Eintritte in's Knabenseminar erweisen sich alle diese lieben Novizen als fromme, gelehrige, opferwillige Zöglinge. Bei ihrer ganzen wissenschaftlichen und sittlichen Ausbildung hat man nur das eine Ziel im Auge, eifrige Priester oder wenigstens gute Katechisten aus ihnen zu machen, die ihr ganzes Leben dem Dienste der Religion weihen sollen. In diesem so schönen Wirkungskreise bin ich seit dem 2. October 1872 thätig. In meinem lieben Seminar von Hoang-nguyen glaube ich fast ein irdisches Paradies gefunden zu haben.

Überdies hat mich der liebe Gott noch zum Director einer apostolischen Schule, ich hätte beinahe gesagt eines neuen Seminars der auswärtigen Missionen, gemacht. Im November 1878 beauftragte Msgr. Puginier nämlich Herrn Fiot, die Mission unter den Laos zu eröffnen, und im Februar des Jahres 1880 reisten noch zwei andere Missionäre dahin ab. Als dann der hochwürdigste Herr im folgenden November eine neue Schaar von Glaubensboten hinzusenden beschloß, gedachte er, einige Zöglinge des Seminars dazu zu nehmen. Zwei Tage lang befand ich mich in der peinlichsten Verlegenheit und Unschlüssigkeit wegen der zu treffenden Auswahl. Endlich machte ich den Vorschlag, behufs reislicher Prüfung noch einige Monate mit der Ausführung des Vorhabens zu warten. Mein Brief war noch nicht an seinem Bestimmungsorte angelangt, und siehe da! schon kamen zwei Zöglinge aus einer der untersten Klassen zu mir und baten aus eigenem Antriebe um die Erlaubniß, zu den Laos reisen zu dürfen. Am Abende desselben Tages stellten fünf andere, am folgenden Tage eine noch größere Zahl dasselbe Gesuch. In drei Tagen meldeten sich 15 Zöglinge für die Mission unter den Laos. Sieben wurde die Bitte gewährt. Am Vorabende des Festes der unbefleckten Empfängniß führte ich sie zu Msgr. Puginier. Sie traten die Reise mit einem so freudigen Herzen an, als ob es zu einem Feste ginge.

Die Medaille hat indeß auch ihre Rehrseite. Schon im März starb Einer aus der opferwilligen Schaar. Im April erlag ein Zweiter dem Waldfieber. Der Mai raffte einen Dritten dahin. Inzwischen machte sich ein Achter von hier auf den

Weg zu den Laos: er starb bei seiner Ankunft! Bald nachher wurden zwei Missionäre, die Herren Perreux und Tisseau, von einer schweren Krankheit ergriffen. Der eine erlag, nachdem er von seinem Leidensgefährten die heiligen Sterbsacramente empfangen hatte; vier Tage nachher war auch dieser eine Leiche. Der September brachte wiederum die Trauerkunde von dem Hinscheiden eines unserer sieben Seminaristen. Nichtsdestoweniger richtete Msgr. Puginier einen nochmaligen Aufruf an die Zöglinge; seine Stimme fand immer freudigen Wiederhall: sieben waren sofort zur Abreise bereit. In diesem Augenblicke haben sie ihren Bestimmungsort erreicht. Der eine der Beiden, welche sich zuerst meldeten, hat bei dieser Gelegenheit seine Bitte dringend erneuert. Als ich glaubte, sie ihm auch jetzt noch nicht gewähren zu können, begann er zu weinen. Ich tröstete ihn mit der Versicherung, es handle sich nur um einigen Aufschub; nichtsdestoweniger war er acht oder zehn Tage hindurch noch sehr traurig. Dann ermahnte ich ihn, auf seiner Hut zu sein, da diese Traurigkeit ein gefährlicher Fallstrick des Teufels für ihn werden könne. Nun raffte er sich auf und gab sich mit allem Eifer wieder der Erfüllung seiner Obliegenheiten hin.

Am Feste des hl. Franziskus Xaverius sprach ich den Wunsch aus, die Namen aller Derjenigen zu erfahren, welche zu den Laos zu gehen verlangten. Es meldeten sich 23. Das sind indeß noch nicht alle. Es war gerade zu jener Zeit eine ausnahmsweise große Zahl abwesend, aus der gewiß noch mehr als einer als Missionär zu den Laos gehen wird.

Daraus können Sie nun entnehmen, welch eine Fülle des Trostes der Herr dem Obern des Seminars von Hoang-nguyen zu Theil werden läßt!

Das Mischlichste, was ich seit fünf oder sechs Jahren erlebt habe, ist die erschreckende Sterblichkeit unter den Priestern. Vom 16. Juni 1879 bis zum 29. November 1881 hat der Tod acht europäische Missionäre hinweggerafft. Seit 1875 haben wir jedes Jahr dreimal so viel einheimische Priester verloren als in den vorhergehenden Jahren. Deshalb gibt es vielleicht auf der ganzen Welt kein Land, auf welches so sehr das Wort des Herrn Anwendung fände: 'Die Ernte ist reich, aber der Arbeiter sind wenige; bittet daher den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende.'

Die Bekehrungen sind ziemlich zahlreich, und in demselben Maße nehmen die Kergeleien seitens der Mandarine und der Heiden zu; seit dem Tage, an welchem die hl. Apostel Petrus und Johannes nach der Pfingstpredigt zum ersten Male verhaftet wurden, wiederholt sich eben immer dieselbe Geschichte.

Die Zahl der Neubefehrten würde, besonders unter den Laos, viel beträchtlicher sein, wenn die Missionäre und Katechisten nicht so gewaltig von der Ungunst des Klima's zu leiden hätten. Noch mehr als in der Ebene ist dort die Ernte reich; aber es fehlt leider an Arbeitern, sie einzuheimsen."

Vorderindien.

Apostol. Vikariat Bisagapatam. Letztes Jahr (S. 253) berichtete uns der hochw. Missionär Payraud aus der Congregation der Salesianer von Annecy über den Missionsdistrikt Falconbah. Heute ergänzen wir aus einem Briefe des hochw. Herrn Décarre die genannten Mittheilungen mit Bezug auf die Missionen von Puri und Cuttacl, welche zum gleichen apostol. Vikariate gehören und ebenfalls von Salesianern unter der Leitung Msgr. Tissot's verwaltet werden:

„Zuerst Einiges über Puri, wo man jüngst das höchste

Fest des ganzen Jahres, das ‚Wagenfest‘, feierte. Bei dieser Gelegenheit strömte eine ungeheure Volksmenge aus allen Theilen Hindostans hier zusammen. Es kommen Pilger aus einer Entfernung von 1500 Meilen. Wer nicht Augenzeuge war, wird es kaum glaublich finden: fast die Hälfte derselben sieht ihre Heimath nicht wieder, sondern erliegt in der Stadt selbst oder auf dem weiten Wege einer Krankheit oder sonstigen Strapazen und Entbehrungen. Übrigens muß ich beifügen, daß ein großer Theil schon beim Beginne der Reise mit einer Krankheit behaftet ist; sie wollen eben den hier verehrten Gott Dschaggernath um Genesung bitten. Auf meinen Reisen nach Puri hatte ich jedesmal Gelegenheit, einigen Pilgern, die am Wege oder in Spitälern den Tod erwarteten, nach dem nothwendigen Unterrichte die heilige Taufe zu spenden. Für derartige Fälle mußte ich aber immer einen Dolmetsch haben, der sich den so verschiedenen Gegenden angehörenden Kranken verständlich machen konnte. Ich war so glücklich, einen solchen Katechisten zu treffen; leider ist derselbe erkrankt, und da ich keinen Ersatzmann für ihn finden konnte, so mußte ich seither darauf verzichten, auf diese Weise Seelen für den Himmel zu gewinnen.

Viele Jahre lang war zu Puri nur ein einziger Katholik; später äußerte mir eine sehr einflußreiche protestantische Familie den Wunsch, unsere heilige Religion anzunehmen. Ich erklärte

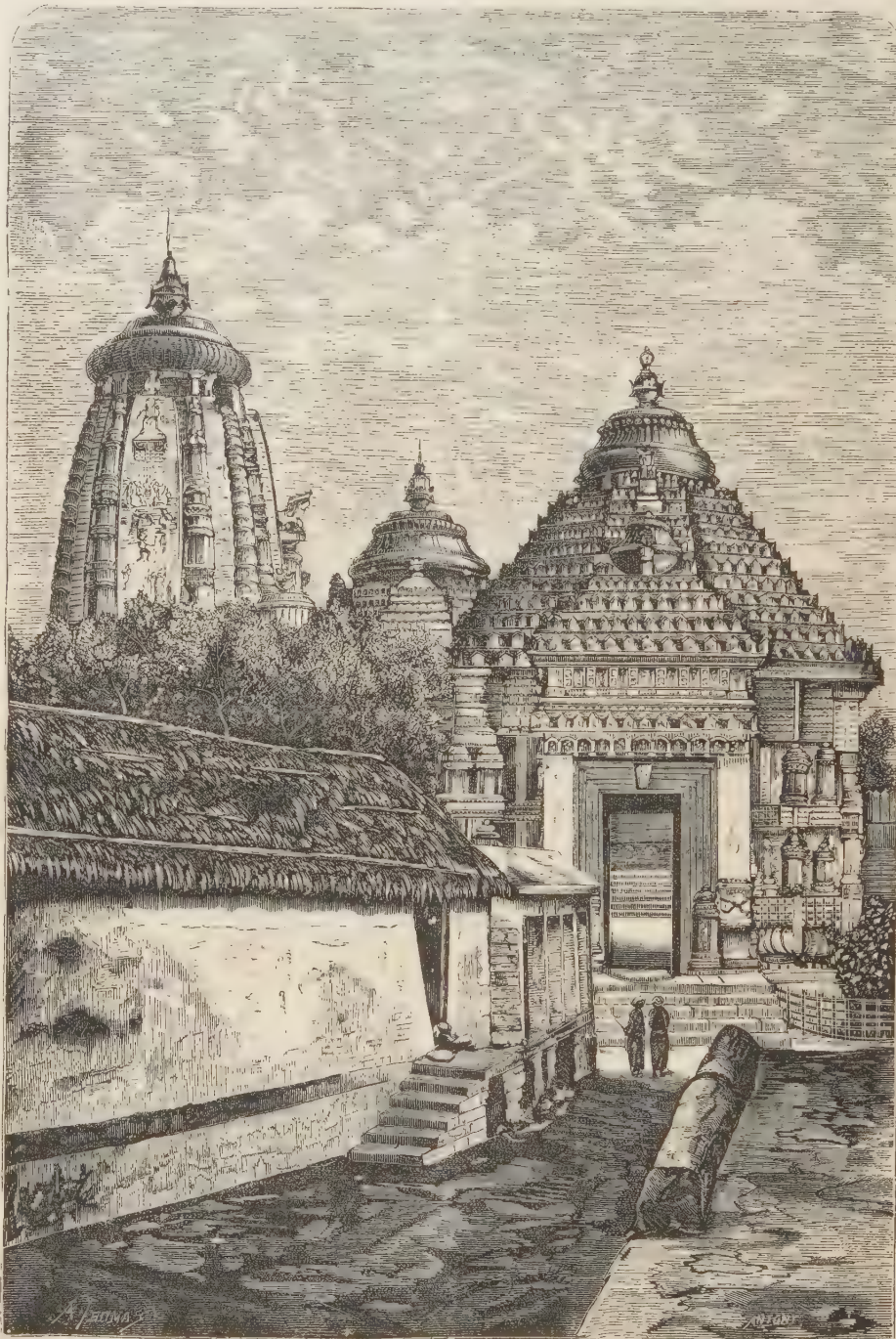
den guten Leuten die Hauptpunkte des Glaubens und ließ ihnen Bücher, in denen sie sich weiter unterrichten konnten. Später spendete ihnen der hochwürdigste Herr Tissot die heilige Taufe; es waren ihrer zehn. Bei einem nachherigen Besuche taufte ich selbst eine aus fünf Personen bestehende einheimische Familie. Gegenwärtig haben wir in Puri eine kleine katholische Gemeinde

von 30 Mitgliedern. Hoffen wir, daß dieses Senfkörnlein mit Gottes Gnade sich entwickeln und dereinst inmitten dieser unglücklichen Stadt, einem Hauptbollwerke des Heidenthums in Indien, ein mächtiger Baum werden möge!

Ich habe es auch für zweckmäßig erachtet, einen Katechisten dorthin zu senden, damit er die neuen Christen weiter unterrichte, sie des Sonntags zum gemeinschaftlichen Gebete versammle und die Heiden, welche etwa zur Bekehrung geneigt sein möchten, ermuntere. In der Absicht, allmählich die Wege zu bereiten, hat auch ein Lehrer begonnen, Schulunterricht zu erteilen. Durch die Kinder werden wir uns hoffentlich den Zutritt in die Familien eröffnen. Etwa 30 besuchen gegenwärtig diese Schule. Wenn

es uns gelingt, in dieser unglücklichen Stadt eine Schaar wahrer, aufrichtiger Kinder unserer heiligen Kirche zu bilden, so wäre das ein schöner Triumph; denn dann hätten wir mitten im Centrum des Heidenthums festen Fuß gefaßt.

Verlassen wir jetzt Puri und wenden wir uns nach Norden;



Der Tempel von Dschaggernath.

in einer Entfernung von 53 englischen Meilen finden wir Cuttack. Schon im Jahre 1868, bald nach meiner Ankunft in Indien, wurde ich dahin geschickt und verweilte daselbst bis zur Mitte des folgenden Jahres. Die Baptisten, diese geschworenen Feinde des Katholicismus, durchkreuzten damals nach Möglichkeit meine apostolischen Bemühungen. Als ich nach einer mehr als zehnjährigen Abwesenheit dahin zurückkehrte, fand ich ihre Schulen in einem mißlichen Zustande; denn zwei der Lehrerinnen drohten ihr Amt niederzulegen, und sie führten ihr Vorhaben bald nachher auch wirklich aus. Da schien mir der günstige Augenblick gekommen, die Schwestern auf den von ihnen vor drei Jahren verlassenen Posten zurückzurufen. Die übermenschlichen Anstrengungen unserer Gegner, meine Pläne zu durchkreuzen, sah ich wohl voraus; aber ich war entschlossen, diesen Posten bis auf's Äußerste zu vertheidigen.

Kaum waren die Schwestern angekommen und ihre Schulen eröffnet, so schickten fast alle Väter ihre Töchter in ihren Unterricht; bald wurde das Lokal zu klein, und ich ersuchte die Regierung um ein anderes Grundstück für den Neubau eines Klosters. Die Baptisten ließen kein Mittel unversucht, um von der Regierung eine abschlägige Antwort zu erwirken. Glücklicherweise lag das nachgesuchte Grundstück gerade in dem an unsere Kirche stoßenden Militärrevier, und der Oberst, zu dem ich in sehr freundschaftlichen Beziehungen stand, erklärte mit Freuden, daß diese Bewilligung den militärischen Übungen durchaus nicht hinderlich sein werde. Nach ziemlich langen Verhandlungen wurde meine Bitte erfüllt.

Fast gleichzeitig reichte ich bei der Regierung ein zweites Gesuch ein: um einen monatlichen Beitrag zur Deckung der Kosten des neuen Institutes. Auch dieses Mal erwiesen sich die englischen Behörden hochherzig und gewährten mir eine monatliche Unterstützung von 168 Mark. Hierdurch ermuthigt, stellte ich eine dritte Bitte: um einen Beitrag für den neuen Bau. Letzte Woche nun wurde mir offiziell eine Summe von 20 000 Mark bewilligt. Man sagt oft, der Engländer sei freigebig; er ist es in der That, das Gesagte ist ein neuer Beweis davon.

Seitdem der Neubau des Klosters in Angriff genommen ist, bin ich stets mit der Überwachung der Arbeiter beschäftigt, die hierzulande mehr als anderswo nöthig ist. P. Fowler, der mir zu Hilfe geschickt wurde, übernimmt den Schulunterricht.

Dschaggernath oder Puri, an der Westküste der Bai von

Bengalen, ist bekanntlich eine der gefeiertsten Stätten des Buddhismus in Indien, ein wahres Heiligthum der Hölle. In dem berühmten Tempel zeigt man den armen betrogenen Hindu, außer einem Zahne Buddha's und andern derartigen Dingen, eine Menge der abscheulichsten Gözenfragen, namentlich aber das Bild des Gözen Dschaggernath oder Dschagganath, eine Form Krishna's ohne Hände und Füße. Krishna ist nach der Lehre der Buddhisten eine Incarnation Vishnu's. — Der Tempel von Dschaggernath erhebt sich am Südostende von Puri. Er ist von einer 6 Meter hohen, fast quadratischen Steinmauer eingefast, deren Seiten 198 und 191 Meter messen. Innerhalb derselben stehen an 120 verschiedenen Hindu gößen geweihte Kapellen. Den Haupttempel bilden vier gewaltige Hallen; zwei davon sind mit einem vierseitigen spitzulaufenden Dache, der Theil, unter welchem der Göze steht, von einem 60 Meter hohen Kuppeldach gekrönt. Neben dem Bilde des Gözen Dschaggernath stehen die Bilder seines Bruders Balarama und seiner Schwester Subhadra (siehe unten), alle drei wahre Teufelsfragen und dessen würdig, der den Menschen diesen Höllencult ausbüdete. Das Hauptfest ist

das „Wagenfest“, welches im Juni oder Juli begangen wird. Dann schleppen Tausende von Menschen einen 25,5 Meter hohen Wagen des Gözen auf 16 Rädern von je zwei Meter im Durchmesser etwa einen Kilometer weit durch tiefen Sand. Dazu sind mehrere Tage nöthig. Die Bildnisse der Geschwister Dschaggernaths werden auf zwei ähnlichen Wagen mitgeschleppt. Ein wildes, wüßtes Geschrei und tolle Musik begleiten den Zug hin und zurück; oft sollen über 300 000 Menschen an demselben Theil nehmen. In früheren Zeiten warfen sich manchmal fanatische Hindus un-



Die Gözenbilder des Tempels von Dschaggernath.

ter die Räder des Wagens und ließen sich zermalmen, in der Meinung, durch diesen Selbstmord sich die Pforten des Paradieses zu öffnen. Abbildungen des Wagens und Nachahmungen des Wagenfestes trifft man in ganz Indien.

Centralafrika.

Apost. Präfectur des Victoria-Nyanza- und Tanganjika-Sees. Schon früher berichteten wir über die von Cardinal Lavigerie auf Malta gegründete neue Anstalt für Negerkinder. Heute wollen wir vier neue Zöglinge aus dem Innern von Afrika, von der Missionsstation M'daburu, auf ihrer Reise nach Malta begleiten. Ihr Führer, P. Varbot, erzählt in dem folgenden Schreiben an Se. Eminenz, was sich auf der weiten Fahrt zutrug:

„Die vier Negerkinder, mit welchen ich soeben hier angelangt bin, lebten vordem in der Sklaverei in Ugogo. Zwei sind aus Unyanyembe, die beiden andern aus der Nähe des Nyanza-Sees ge-

bürtig. Man hat sie ausgewählt, weil sie sich durch Anlage und guten Willen auszeichneten. Der älteste, Ferraghi, ist 13 Jahre alt, Maknaya 12, und die beiden jüngsten, Tschalula und Mpolo, zählen erst 11 Jahre.

Als Kaufpreis haben wir eine gute Zahl Stücke Tuch geben müssen; denn unter den Stämmen, die näher bei der Küste wohnen, hat es nicht denselben Werth wie bei den entfernteren Völkern Uganba's und des Tanganjika-Sees. Dort könnten die Missionäre, wenn sie die nöthigen Mittel zur Verfügung hätten, eine große Zahl armer Opfer einer barbarischen Sklaverei ihrem unglücklichen Loos entreißen.

Diejenigen, welche bereits in unserem Waisenhaus von Malta Aufnahme fanden, vergaßen unter der väterlichen Pflege, die man ihnen dort angedeihen ließ, bald ihre früheren schwarzen Herren, oder behielten von ihnen nur die Erinnerung an die erduldeten Mißhandlungen. In unserem Hause zu M'daburu erhielten sie sich zuerst etwas von den ausgestandenen Entbehrungen; man redete ihnen vom lieben Gott, ihrem und unserm Vater, von Europa, von dem sie weiter nichts wußten als höchstens den Namen, von den Dampfschiffen, den Eisenbahnen, den großen Häusern, dem Unterrichte, welchen sie erhalten würden u. s. w. Als der Augenblick der Abreise gekommen war, zeigten sie denn auch nicht das mindeste Widerstreben. Im Anfange ermüdete sie das Gehen etwas. Aber allmählich gewöhnten sie sich daran, und dann marschirten sie frisch und fest wie große Leute. 30 gute Tagereisen hatten wir zurückzulegen; doch schreckte sie ein so weiter Weg gar nicht. Ich meinerseits hatte mein ganzes Vertrauen auf den Herrn gesetzt.

Die Schwarzen waren sehr erstaunt, wenn sie diese Kleinen ohne Gepäc einhergehen sahen. Bei ihren Karawanen müssen die Kinder von diesem Alter schon Vollen von 15 bis 20 Kilogramm tragen. Ihre abgemagerten Glieder und eingefallenen Gesichter bezeugen, daß sie nicht einmal immer die nöthige Nahrung erhalten und unter der Last beinahe erliegen. Zuweilen müssen sie sieben, acht, ja zehn Stunden gehen, und zwar ohne eine Erfrischung zu bekommen; und wenn dann die Kräfte der armen Kinder erschöpft sind und sie vor übergroßer Schwäche der Karawane nicht mehr folgen können, so werden sie von den barbarischen Herren mit Gewalt vorangetrieben. Auf dem Lagerplatz angelangt, dürfen sie sich nicht eher einige Ruhe gönnen, bis sie für ihren Eigenthümer Zelt und Bett zurechtgemacht, Wasser und Holz herbeigeschafft, kurz, für alle seine Bedürfnisse und Launen so gut als möglich gesorgt haben. Als Nahrung erhalten sie eine kleine Portion Sorgho-Brei. Ich ließ mir die Sorge für die Gesundheit meiner vier kleinen Pflegebefohlenen sehr anlegen sein, damit sie später den Wechsel des Klimas zu ertragen vermöchten.

Zu Bagamoyo fand ich bei den Vätern vom heiligen Geist die herzlichste Aufnahme. Übrigens erweisen sie allen Reisenden dieselbe Zuverlässigkeit und Liebe. Sie hatten die Güte, meine kleinen Neger mit der nöthigen Kleidung, deren dieselben sehr bedurften, zu versehen. Diese waren über den bunten Anzug ganz außer sich vor Freude. Der Consul von Sansibar, Herr Ledoux, erwies sich mir äußerst wohlwollend. Ich erhielt von ihm unentgeltlich einen Paß, in dem auch meiner vier Kinder Erwähnung geschah. Ich habe später der göttlichen Vorsehung dafür gedankt; denn derselbe war mir von großem Nutzen.

Endlich war der Augenblick gekommen, wo meine vier lieben Reisegefährten ihre Heimath verlassen sollten. Sie zeigten keine Spur von Traurigkeit; mit Ungeduld erwarteten sie die Abfahrt des Schiffes, das sie nach Europa, dem Lande ihrer Sehnsucht, bringen sollte. Als das Signal bereits gegeben war, fragte ich sie noch, ob sie nicht lieber in Angudia (Sansibar) zu bleiben wünschten; noch sei es Zeit; sobald das Schiff abgefahren, könnten sie nicht mehr zurück. „O Vater,“ rief der kleine Schelm Mpolo, „ich will nach Ulaya“ (Europa). — „Auch wir wollen nach Frankreich, um dort lesen zu lernen,“ sagten die Andern.

Ich verständigte mich mit dem Schiffscoche, damit sie eine angemessene Kost erhielten: Reis und etwas Fleisch. Von Zeit zu Zeit gab ich ihnen selbst einige Orangen und ein wenig Zwieback. Wenn man sie so munter auf dem Verdecke umherspringen sah, so drängte sich von selbst die Überzeugung auf, daß sie sich glücklich fühlten und sich nicht nach der Heimath zurücksehnten. Mehrere Reisende machten mir diese Bemerkung. Alle interessirten sich für die Kleinen. Ihre Gesichtszüge sind nicht häßlich, wie die der nordafrikanischen Neger; sie sind vielmehr regelmäßig und angenehm, ihre Nase ist gerade und wohlgeformt, ihre Lippen dünn, ihre Augen zeugen von geistiger Begabung. Mehrmals hatte ich Gelegenheit, ihr gutes Herz kennen zu lernen. Wenn ein Bedienter einem von ihnen einen Lederbissen gab, so händigte dieser ihn sofort dem kleinen Nyampara (Korporal) ein, der ihn dann unter alle vertheilte. Wir hatten auch einige englische Seeleute an Bord; diese braven Soldaten machten sich ein Vergnügen daraus, mit ihnen auf dem Verdecke zu spielen und zu laufen, und ließen ihnen wohl auch einen Theil ihres Nachtschmacks zukommen.

Als wir uns Algier näherten, wo wir auszusteigen hofften, war das Maß ihrer Freude voll; aber dort hatte mir die göttliche Vorsehung, welche uns bis dahin vor allem Leib bewahrt hatte, eine kleine Prüfung bereitet. Man wollte sogar nicht zulassen, daß die unsern Schiffe zur Beförderung anvertrauten Correspondenzen an's Land gebracht würden; wir waren zur Quarantäne verurtheilt und mußten weitersegeln nach London! Ich ergab mich in den göttlichen Willen, fürchtete aber für die Gesundheit der Kinder. Ein zweiter Übelstand war der Mangel an dem nöthigen Gelde für die wider alles Erwarten nothwendig gewordene Weiterreise. Auf meine Pflegebefohlenen schien der Unfall keinen Eindruck zu machen; sie blieben fröhlich und munter wie zuvor. Bis Lissabon war das Meer ruhig und die Kälte erträglich. Dort trat ein entsetzliches Wetter ein; ein gewaltiger Sturm schleuderte uns drei Tage hindurch im Golf von Biscaya umher. Unsere liebe Frau von Afrika machte jedoch über uns; wohlbehalten liefen wir endlich in die Themse ein, während die vielen Schiffbrüche jener Tage so manche Familie in die tiefste Trauer versetzten.

Den 2. December waren wir in London. Da die Gesellschaft, auf deren Schiff wir die Reise zurückgelegt hatten, sich nun nicht mehr unser annehmen wollte und ich daher selbst für die Rückkehr nach Algier Sorge tragen mußte, so that ich sofort die nothwendigen Schritte. Ein französischer Wohlthätigkeitsverein verstand sich endlich dazu, mir und meinen jungen Gefährten unentgeltliche Überfahrt von London nach Boulogne zu vermitteln.

Nach zehnstündiger, sehr glücklicher Fahrt kamen wir um 10 Uhr Abends wohlbehalten an. Von den französischen Behörden wurde ich sehr zuvorkommend empfangen und behandelt. Auf der Unterpräfector erhielt ich für uns Alle zum halben Fahrpreise ein Eisenbahnbillet bis nach Paris. Die kleinen Afrikaner gerietzen vor Staunen fast außer sich, als der Zug sich in Bewegung setzte. Sie sahen sich einander an und brachen fortwährend in lautes Lachen aus! War das eine Schnelligkeit, womit der Zug daherbrauste! Zudem schienen alle Häuser, an denen wir vorüberkamen, an uns vorbeizueilen! In derselben Weise ging's von Paris nach Marseille. Von letzterer Stadt gelangten wir dann bald zu Schiff nach Malta. Sofort ließ ich mich zum Colleg des hl. Joseph führen, wo meine lieben Mitbrüder uns mit Ungeduld erwarteten. Schon vorher hatte ich meinen jungen Gefährten mitgetheilt, sie würden dort Brüder finden ebenso schwarz wie sie, und von diesen mit aller Liebe empfangen werden. Das hatte ihnen große Freude gemacht. Die Väter nahmen uns mit offenen Armen auf, und so waren wir denn glücklich am Ziele einer Reise angelangt, die, so Gott will, zur Bekehrung Afrika's durch seine eigenen Kinder beitragen soll.“

Über die Gründung eines neuen Waisenhauses bei Tabora berichtet der hochw. P. Guillet, aus der Congregation der Missionäre von Algier, an den Generalobern:

„In einem seiner letzten Briefe beauftragte mich Se. Eminenz Cardinal Lavignerie, die Gründung eines Waisenhauses für die Regerkinder in Unyanyembe, in der Mitte zwischen Bagamoyo und dem Tanganjika-See, in's Auge zu fassen. Scheik Ben-Rassib, der Bruder des dortigen arabischen Gouverneurs, hatte dem hochw. P. Livinhac schon bei dessen Durchreise durch Tabora (December 1878) diesen Plan nahegelegt. Letzterer konnte jedoch nicht eigenmächtig den Ort seiner Bestimmung ändern und trat nach kurzem Aufenthalte die Weiterreise zum Victoria-See an, wo er gegenwärtig die schöne Mission von Uganda leitet.

Um mir sichere und genaue Auskunft zu verschaffen, beschloß ich, selbst nach Unyanyembe zu reisen. Ich durfte dieses um so eher, weil die Station von M'daburu damals 14 Missionäre zählte: sechs Priester und acht Laien.

Eine günstige Gelegenheit, ohne Gefahr durch den unsichern Wald Monga-Mkali zwischen M'daburu und Tabora zu kommen, bot sich mir bald: eine arabische Handelskarawane, der sich die Kurieri der Engländer und zehn bewaffnete Elephantenjäger anschlossen, stand im Begriff, nach Tabora abzureisen. So nahm ich denn mit P. Blanc, der mich begleiten sollte, am 25. Juli 1881 von meinen Mitbrüdern in M'daburu Abschied. Wir kamen überein, an diesem Tage für den glücklichen Erfolg der Reise eine Novene zum hl. Joseph zu beginnen.

Als wir am Eingange des Monga-Mkali anlangten, der etwa eine Stunde von unserer Wohnung seinen Anfang nimmt, trafen wir dort bereits die Vorhut der Karawane; sie wartete, bis alle Träger angelangt und in festgeschlossenen Reihen aufgestellt wären: eine durchaus nothwendige Vorsichtsmaßregel, da die Kuga-Kuga, wahres Räubergesindel, überall im Dickicht versteckt auslauern, um die Nachzügler zu überfallen und ohne Erbarmen zu morden.

Der Monga-Mkali ist ein ungeheurer, unbewohnter, fast 200 Kilometer breiter Wald. Den Namen Mkali, d. i. schlecht, hat er deshalb, weil das Wasser dort selten, die Tagemärsche sehr lang und die Gefahren zahlreich sind.“

Der Missionär erzählt dann des Weitern die Vorkommnisse des im Ganzen glücklichen Durchzuges. Trotz aller Vorsicht gelang es jedoch den Räubern, zwei von der Karawane zu töbten. Nach sechstägigem Marsche erreichte diese das ersehnte Ende des Waldes, und am zwölften Tage nach der Abreise von M'daburu gelangte sie nach Tabora.

„Tabora,“ so berichtet P. Guillet weiter, „ist vielmehr eine Gruppe von Dörfern als eine zusammenhängende Stadt. Es hat eine Länge von mehr als zwei Kilometer. Erst seitdem sich die Araber dort niedergelassen haben, erhielt der vordem unbedeutende Ort seine jetzige Ausdehnung und Bedeutung. Die Häuser der Moslim sind aus dicken, an der Sonne getrockneten Backsteinen aufgeführt, wohlgebaut und mit Fenstern und Thüren versehen. Hier und da erblickt man auf lehtern so schönes Schnitzwerk, daß man darüber nicht wenig erstaunt. Dort wohnen nun die Araber wie kleine Könige, in fast völliger Unabhängigkeit. In ihrem Dienste haben sie eine größere oder geringere Zahl Askaris (Soldaten), welche sie nicht nur gegen ihren gemeinschaftlichen Feind, Mirambo, sondern auch in ihren Privatfehden verwenden. Ihre Gärten sind mit den verschiedenartigsten Fruchtbäumen bepflanzt: mit Mango- und Citronenbäumen, Bananen, Granatbäumen etc. Selbst einzelne Kokus- und Dattelpalmen sieht man. Ohne viel Mühe und Arbeit bringen die Felder Maniok, Mais, Zuckerrohr, süße Kartoffeln

und Weizen hervor. Letzterer soll von ausgezeichnete Qualität sein; da jedoch zur Cultur desselben künstliche Bewässerung erforderlich ist, so wird er wenig gezogen. Auf dem Markte, der täglich in geringer Entfernung von der Stadt abgehalten wird, kann man sich frisches Fleisch, Bananen, Reis, Butter, Früchte u. s. w. verschaffen. Der Handel in Elfenbein und Stoffen dagegen geht in den Häusern oder durch Vermittlung von Mäklern vor sich. Ebenso der Sklavenhandel.

Die Bedeutung der Stadt liegt jedoch vor Allem darin, daß sie allein den Verkehr zwischen der Küste und den großen Seen ermöglicht. Da man weder bei den Stämmen von Usagara, noch bei denen von Ugogo Träger oder Kurieri finden kann, so müssen die Karawanen nothwendig in Tabora gebildet werden; selbst diejenigen, welche aus Karagun und Uganda im Norden, aus Manyema oder Udschidschi im Westen, aus Usipa oder Urori im Süden kommen, müssen sich hier reorganisiren.

Alle diese Vortheile haben eine zahlreiche Bevölkerung nach der Hauptstadt von Unyanyembe gezogen und sie zu einem bedeutenden Centrum gemacht. Aus denselben Gründen ist die Errichtung einer Station in Tabora für uns eine unumgängliche Nothwendigkeit. Nur dadurch kann ein regelmäßiger und leichter Verkehr zwischen unsern höhern Obern und den Missionen an den zwei großen Seen vermittelt werden. Von hier aus können wir regelmäßig Kurieri im Anschluß an die von Sansibar kommenden zu den verschiedenen Stationen schicken und unsern Missionären in kürzester Frist den nöthigen Vorrath an Stoffen und die andern Sendungen zukommen lassen.

Sofort nach meiner Ankunft stattete ich dem Herrn Dr. van den Heuvel, dem Agenten der belgischen Gesellschaft zur Erforschung Afrika's, einen Besuch ab. Er gab uns betreffs des Waisenhauses, welches wir gründen wollten, die schönsten Hoffnungen.

Am zweiten Tage nach unserer Ankunft machten wir dem Bruder des arabischen Gouverneurs, Scheik Ben-Rassib, unsere Aufwartung. Augenblicklich weist er in Kuturu, einem großen Dorfe, das eine kleine Stunde südlich von Tabora liegt. Dort residirt auch der Sultan der Wanyamuesi. Gewöhnlich wohnt Ben-Rassib in Kutihara, einem andern bedeutenden Orte in gleicher Entfernung südwestlich von Tabora; aber während der Abwesenheit seines Bruders, der zur Küste gereist ist, muß er dessen Stelle als Gouverneur versehen. Er nahm uns sehr höflich auf. In seinem Barza (Empfangszimmer) bemerkten wir unter andern Merkwürdigkeiten einen großen Spiegel aus Europa, mit vergoldetem Rahmen, der indeß viel von seinem ursprünglichen Glanze eingebüßt hatte. Als wir ihm unsere Absicht kundgaben, Kinder loszukaufen, um sie zu einem rechtschaffenen Leben im Dienste Gottes zu erziehen, heiterte sich das Gesicht des alten Arabers auf und mit Lebhaftigkeit erwiderte er: „Gut! Sehr gut! Kinder werden Sie hier in Menge haben können. Ich habe schon darüber mit Vinhac (P. Livinhac), meinem Freunde, der nun in Uganda ist, geredet; er wollte aber nicht hier bleiben. Sie wollen also Kinder haben: vortrefflich! Scheik Ben-Rassib ist Ihr Mann. Lassen Sie mich nur machen. Ich werde mit dem Sultan sprechen und er wird keine Schwierigkeiten machen. Auch Said-Bargasch (der Sultan von Sansibar) muß seine Einwilligung geben; wir wollen sofort einen Boten an ihn abschicken. Vor zwei Monaten werden wir Antwort haben. Sie wird günstig lauten, so Gott will. Dann werden wir Hand an's Werk legen.“ So sollte denn die Habsucht dieses

Mannes ein Werkzeug der göttlichen Barmherzigkeit werden. Er hat zahlreiche Kinder als Sklaven, viel mehr als er für seinen Dienst bedarf. In einem Waisenhaus erkennt er eine sehr günstige Gelegenheit, sie gegen Gold auszutauschen, und das ist augenblicklich die Triebfeder seines Herzens. Bevor wir uns verabschiedeten, schenken wir ihm einige Stücke Tuch und einen schönen Mantel. Er ersuchte uns, den Padri Mtubna Mtubna (Msr. Savigerie) um ein schönes Gewehr und einen Revolver zu bitten. Wohl wissend, daß wir ohne Geschenke unmöglich zum Ziel kommen würden, sagten wir es ihm zu. (Schluß folgt.)

Westafrika.

Kongo. Über die Missionsstationen der Missionäre aus der Congregation des heiligen Geistes und heiligen Herzens Mariä an der Mündung des Kongo haben wir wiederholt und ausführlich berichtet. Als sich nun im letzten Jahre der Kampf Stanley's und de Brazza's entspann, welcher von diesen Beiden zuerst festen Fuß an den Ufern des

Stanley-Pool, oberhalb der Katarakte des Kongo, fassen würde, um von diesem Punkte aus die gewaltige Wasserstraße des Stromes dem Handel zu öffnen, ließen es sich auch

die eifrigen Väter vom heiligen Geiste angelegen sein, den Sendlingen der verschiedenen Sekten zuvorzukommen und im Interesse der Ausbreitung unserer heiligen Religion an dieser wichtigen Stelle einen Missionsposten zu gründen. Wir erzählten letztes Jahr (S. 89 ff.), wie die PP. Carrie und

Augouard Stanley folgten, während P. Delorme Herrn de Brazza den Ogowe aufwärts nach dem Stanley-See begleitete. Noch war es den Missionären nicht möglich, an den Ufern des Stanley-Sees eine festgegründete Niederlassung zu eröffnen. Sie erwarten die Ankunft neuer Missionäre und Unterstützung. Inzwischen ist P. Augouard wieder nach der Mündung des Kongo

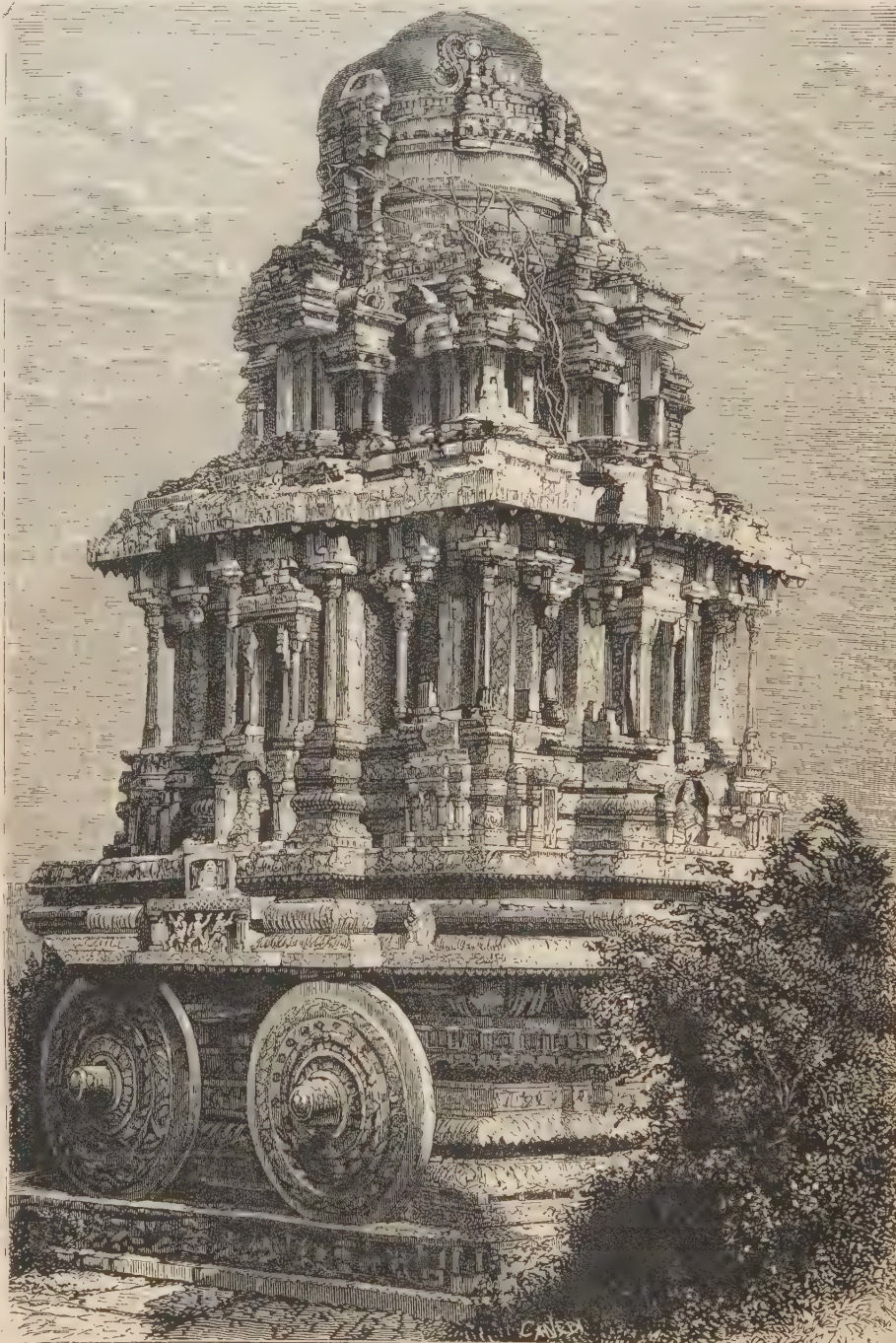
zurückgekehrt und schreibt uns unter dem 12. November 1882 über seine Arbeiten in der Mission St. Antonio:

„Sie werden von meiner Reise nach dem Stanley-See gelesen haben. Ich brauche also nicht mehr darauf zurückzukommen. Nur dieß will ich bemerken, daß die Lage dieses Sees prachtvoll und ausgezeichnet günstig ist. Hier ist in

Wahrheit der Schlüssel zu diesem geheimnißvollen Continent. Von hier aus hat man in's Innere herrliche Wege längs der Flüsse vor sich, von denen der größte zu den von den Reisenden Grant, Speke und Livingstone entdeckten Seen führt. Während am unteren Congo 32 Stromschnellen die Schifffahrt erschweren, findet der Reisende von hier aus eine sanfte und sichere Wasserstraße von 500 Stunden Länge, in welche zahlreiche Flüsse, darunter der Coango und Kasai, einmünden.

Die Errichtung einer Mission an dieser Stelle ist

allerdings schwierig und gefährlich, wegen der wilden Stämme, mit denen man in Verkehr treten muß. Aber wir dürfen doch nicht hinter Reisenden, Protestanten und Kaufleuten zurückbleiben. Ich erwarte daher mit Ungeduld den Augenblick, wo ich das Kreuz in diesen fernen Gegenden, tief im Innern Afrika's, aufpflanzen darf.



Das Steinbild des Götterwagens von Dschaggernath.



Die Araber-Häuptlinge von Tabora.

Wir haben um so mehr Vertrauen auf die Zukunft, als uns von den europäischen Erforschern dieses Landes jede Unterstützung zugesagt ist; das ist eine sehr schätzenswerthe Hilfe für die Begründung einer Missions-Station in dieser Wildniß.

Am Stanley-See selbst hat mich Herr Stanley mit der größten Zuverlässigkeit empfangen und hat mir seine Hilfe und seinen Schutz zugesagt. Im vergangenen Monat Juli befand ich mich gerade in Mboma, als dieser berühmte Reisende aus dem Inneren zurückkehrte, um in Europa seine sehr geschwächte Gesundheit zu stärken. Ich besuchte ihn mit dem hochw. Herrn Carrie. Herr Stanley war so gütig, mir die Verproviantirung an allen seinen verschiedenen Stationen zu gestatten, und ließ zu dem Ende bestimmte Befehle zurück. Noch ein Umstand erhöht meine Zuversicht. Ich kenne nämlich sehr genau alle belgischen Offiziere und Beamten, welche die Stationen und Karawanen commandiren, und habe ihnen erhebliche Dienste leisten können.

Herr von Brazza seinerseits hat mir das reiche und fruchtbare Grundstück abgetreten, das ich für die Mission abgesteckt hatte. Als Zeichen seiner besonderen Freundschaft hat er mir überdies seine ausgezeichnete Revolver-Pistole zu 13 Ladungen geschenkt. Der Gouverneur des Gabon hat mir selbst geschrieben, er werde jederzeit die französische Mission am Stanley-See begünstigen. Diese Herren wissen eben aus Erfahrung, daß sie ohne Hilfe der katholischen Religion auch hier keine dauerhafte Niederlassung gründen können. Wir wollen daher Gott inständig bitten, er möge unsere Bemühungen segnen und die Hindernisse hinwegräumen, welche dem Missionshaus des hl. Joseph am Stanley-See verderblich werden könnten.

Unterdessen arbeite ich mit Eifer an der Wiederherstellung der Mission von St. Anton. Wie Sie wissen, wurde diese ehemals sehr blühende Mission am Anfang dieses Jahrhunderts in Folge der französischen Revolution ihrer Missionäre beraubt. Ein einziger Greis, der wenigstens 110 Jahre alt ist, erinnert sich noch, von den Kapuzinern getauft zu sein; er ist allein wie eine lebendige Tradition des früheren Glaubens dieses armen Landes übrig geblieben.

Das Dorf, in welchem wir uns niedergelassen haben, ist ganz von den Nachkommen der befreiten Sklaven bewohnt, welche die Kapuziner ehemals losgekauft haben. Sie haben sich aber nie mit den anderen Negern des Landes vermischt, so sehr halten sie auch jetzt noch auf ihre christliche Abstammung. Sie nennen sich noch immer 'das Volk der Kirche' und sind im ganzen Lande sehr geachtet. Ihrer Sorge und ihrem Schutz sind auch alle heiligen Gegenstände anvertraut, die sie aus der früheren Zeit gerettet haben. Mit großer Verehrung bewahren sie noch die Crucifixe, Weihrauchfässer, die silbernen Kelche, Statuen, Messbücher, Glocken und heiligen Gewänder, welche die Kapuziner bei ihrer Abreise zurückgelassen haben. Obgleich viele Jahre kein Missionär mehr zu ihnen kam, haben sie sich doch alle Sonntage in der Kirche versammelt, um die Messgebete zu singen, und der Sacristan hat es nie versäumt, dreimal des Tages zum 'englischen Gruß' zu läuten.

Gleichwohl ist es begreiflich, daß bei diesen wenig unterrichteten Negern nach und nach der Fetischdienst sich wieder mit den katholischen Ceremonien vermischen mußte. So schreiben sich diese 'Kirchleute' die Macht zu, den Regen zu verursachen; jedes Jahr beim Herannahen der Regenzeit verrichten sie endlose Ceremonien. Denn wenn diese auch nur um einige Monate verzögert wird, ist eine Hungersnoth die unausbleibliche Folge. Diese Neger sind nämlich das getreue Ebenbild der Heuschrecke oder Grille in der Fabel. Sie sorgen gar nicht im Voraus und tanzen überhaupt mehr, als sie arbeiten. Deshalb sagte auch ein alter Missionär von ihnen: So lang es Tag ist, schlafen die Neger; sobald aber die Sonne untergeht, tanzt ganz Afrika.

Wenn also nach den gebräuchlichen Ceremonien noch kein Regen kommt, schreitet man zum äußersten Mittel. Zu Gegenwart aller

Häuptlinge und des Königs, sowie einer großen Volksmenge, holt man das große silberne Crucifix aus der halb zerfallenen Kirche. Vor diesem heiligen Gegenstand, dem alle die größte Verehrung erweisen, darf Niemand, selbst der König nicht, auf einer Matte sitzen, vielmehr setzen sich alle vor ihm auf den nackten Boden und richten mehrere Stunden lang ihre Gebete an dasselbe; wenn noch immer kein Regen kommt, läßt man das Crucifix unter dem Schutze einer starken Wache so lange unter freiem Himmel stehen, bis die Gebetserhörung eintritt. Bei diesen Ceremonien gebrauchen sie auch geweihtes Wasser, oder, um den Gebeten mehr Kraft zu geben, auch Feuerwasser, d. h. Brantwein. Dieß ist jedoch nur ein Kniff des schlaun Ceremonienmeisters, der während der religiösen Feier den von dem König gelieferten Brantwein beseitigt und mit seinen Helfershelfern trinkt.

Trotz dieser heidnischen Mißbräuche des Fetichismus kann man doch wahrnehmen, wie tiefe Wurzeln die katholische Religion früher unter diesem Volke geschlagen hatte.

Der Stamm der Mussorongos, in dessen Mitte ich wohne, ist äußerst wild und heutelustig; und wenn sie nicht vor den Missionären, den 'Männern Gottes', eine so große Angst hätten, so würden wir manches blutige Ereigniß zu beklagen haben. Um der geringsten Ursache willen lassen sie die Gewehre krachen; ja oft erklären sie sich gegenseitig den Krieg, einzig und allein, um ihre Überlegenheit zu zeigen. Allerdings sind diese Kriege nicht sehr mörderisch; über zehn Verwundete geht es selten hinaus; das kommt daher, weil jeder Stamm das von ihm vergossene Blut nachträglich bezahlen muß, auch wenn er im Kampfe Sieger geblieben ist. Daher gibt es um so weniger Töbte, je heftiger das Gewehrfeuer auf einer Seite ist; denn sie schießen nur aus Angst und um den Feind von einem Angriff auf dieser Seite abzuwehren. Nur bisweilen kämpfen sie im Ernst um den Sieg, und dann bebienen sie sich der Kanonen, die sie in früherer Zeit den Portugiesen abgenommen haben.

In der Rache wegen des vergossenen Blutes sind sie unerbittlich, d. h. der Feind muß durchaus dafür bezahlen; thut er dieß, so hat die Rache ein Ende und er wird nicht weiter beunruhigt. Ihr Ehrgefühl ist wenig entwickelt. So sah ich eines Tages, wie ein Mann wegen der Ermordung seines Weibes, in Ermangelung eines Mordgeldes, einfach die Frau des Mörders heirathete.

Jeder beliebige Gegenstand von einigem Werth erregt ihre Habgucht. Das Schlimmste dabei ist, daß sie fest überzeugt sind, die Reichthümer der weißen Männer seien unerschöpflich, und es sei nur schlechter Wille von unserer Seite, wenn wir sie nicht beständig beschenken. Gegenwärtig erziehen wir unentgeltlich alle Kinder des Stammes, geben ihnen Nahrung, Kleidung, Wohnung und Unterricht. Trotzdem haben sie es sich in den Kopf gesetzt, wir müßten die Kinder und ihre Eltern noch extra dafür bezahlen.

Unser Arzt besuchte eines Tages ein Negerkind, das gefährlich krank war, und brachte ihm unentgeltlich alles, was es zur Pflege bedurfte. Als er wegging, verlangte er von der Mutter des Kindes etwas Wasser, um sich die Hände zu waschen. Sollte man's für möglich halten! Die Frau forderte dafür noch eine Entschädigung. Der Arzt gab ihr aber einige Stockschläge für ihre Unverschämtheit, und die Frau war auch damit zufrieden.

Die Neger betteln beständig, ohne je müde zu werden. Einer, dem ich deshalb Vorwürfe machte, sagte mir: 'Siehe, Vater! Wenn man nichts fordert, so geben die Weißen auch nichts. Wenn man aber fordert, dann gibt er vielleicht auch nichts; nun, dann hab' ich nichts dabei verloren. Wenn er aber etwas gibt, dann hab' ich nur dabei gewonnen.' Diese Antwort ist jedenfalls nicht so dumm.

Gegenwärtig stehe ich mit dem König Kufulu auf dem besten Fuße, obgleich kürzlich ein Streit zwischen uns ausgebrochen war. Der Anlaß war folgender. Der apostolische Präfekt hatte dem König vor einiger Zeit eine sehr schöne Piroge oder Ruderbarke geschenkt. Seine Majestät behauptete aber, dieselbe sei zu klein, und wollte die meinige haben, welche größer war. Natürlich schlug ich

sein Verlangen ab. Da schrie er, ich hätte ihn beschimpft und er werde mich dafür umbringen. Ich zeigte ihm nun, wie thöricht sein Benehmen sei, indem er auf diese Weise es mit uns verberbe. Das sah er ein, schickte mir Gesandte, um sich zu entschuldigen, und kam endlich selbst wieder, mich zu besuchen.

Eines Tages machte ich einem Neger, der mich betrogen hatte, ernste Vorwürfe. Dieser geht hin, wiegelt 300 Schwarze auf, die mit Gewehren und Messern bewaffnet das Missionshaus umzingeln und Alles zu morden und zu verbrennen drohen. Ich nahm nur meinen Stock zur Hand und ging auf den ersten besten dieser Kerle los. Da liefen alle 300 Krieger, so schnell sie konnten, davon, und stoben wie ein Schwarm Spaten auseinander; so groß ist ihre Furcht vor dem Missionär. Sobald der König den Vorfall erfuhr, schickte er seinen Sohn zu mir, um für die Schulbigen um Verzeihung zu bitten. Diese brachten mir dann sechs Hühner zum Geschenk, um meinen Zorn zu besänftigen. Ich wollte dieß Geschenk zurückweisen, indem ich sagte, die Beleidigung sei allzu groß, um auf solche Weise ausgeglichen zu werden. Sie baten aber so inständig, daß ich die Hühner endlich nahm und alles Geschehene zu vergessen versprach. Seitdem sind wir wieder die besten Freunde.

Ein anderer Gebrauch, den diese Schwarzen mit allen Negerstämmen Afrika's gemein haben, ist die Gistprobe und die Feuerprobe. Diesen müssen sich die Angeklagten unterziehen, denen man irgend ein geheimes Verbrechen zur Last legt, unter Anderem auch das, die Seele eines Verstorbenen verschluckt zu haben. Ist der Angeklagte reich und gibt er dem Fetischpriester tüchtige Geschenke, so gibt ihm dieser nur eine schwache Dosis Gist, welche ihn zum Erbrechen zwingt, wobei dann natürlich der Angeklagte als unschuldig erfunden wird. Ist er aber ein armer Teufel, der nichts zu verschenken hat, so gibt ihm der Fetischpriester ein so starkes Gist, daß er daran stirbt. Der Leichnam wird dann gleich in Stücke gehauen.

Das Bestehen der Feuerprobe läßt sich dagegen nicht so leicht erklären. Thatsache ist, daß sie ein Mittel besitzen, ein rothglühendes Eisen in die bloße Hand zu nehmen, ohne sich zu verbrennen.

Die Wasserprobe kennen sie nicht. Wahrscheinlich mußten sie nichts zu finden, um sich auch hier aus der Verlegenheit zu helfen.

Wie man sieht, sind die Neger am Kongo gerade keine Heiligen; zum Unglück machen Tiger und Leoparden noch gemeinschaftliche Sache mit ihnen, und kommen auch bei Nacht vor unser Haus, um unser wenigies Vieh zu rauben.

Endlich noch ein Hinderniß, das sich uns in den Weg stellt, ist der Protestantismus. Seine Missionäre haben unglaubliche Anstrengungen gemacht, um sich in Nemlao, am rechten Ufer des Kongo, festzusetzen. Aber trotz ihrer ungeheuren Geldmittel, gegen welche die unseren verschwinden, waren ihre Bemühungen ohne allen Erfolg. Sie wurden von den Eingeborenen verjagt und mußten sich weiter oben am Fluß von Neuem ansiedeln, an einem Ort, der ihren großartigen Unternehmungen durchaus ungünstig ist.

Als ich vor 14 Tagen die Christen in Nemlao besuchte, und in meiner armen kleinen Piroge wie in einer Rußschale von dem gewaltigen Strom hin- und hergeworfen wurde, fuhren die wahrhaft fürstlich ausgestatteten Ruderschiffe der protestantischen Missionäre an uns vorbei. Ich habe für diese armen Leute gebetet, welche ein so riesiges Geld für nichts hinauswerfen.

Meine Reise zu Schiff nach Nemlao dauerte 12 Stunden; 5 Stunden lang mußten wir zwischen den riesigen Wurzeln der Mongroveebäume uns durchwinden; die übrige Zeit ging es auf Wegen, welche nur die Neger erkennen können. Auf dem Rückweg wäre es uns bald schlimm ergangen. Mitten in der Nacht blieb unser Kahn zwischen Klippen hängen, aus denen wir uns erst nach einer Stunde schwerer Arbeit wieder befreien konnten. Darnach überfiel uns ein wolkenbruchartiger Platzregen, der 11 Stunden lang auf uns herabströmte. Als wir zuletzt noch die Strömung des Kongo durchschneiden mußten, war unser schwaches Boot, halb mit Wasser gefüllt, wohl 50mal nahe daran, von dem heftigen Wind um-

geworfen zu werden. Endlich langten wir mit Gottes Hilfe mit heiler Haut, aber durch und durch naß, bei unserer Mission an. Wir hatten 24 Stunden lang nichts gegessen. Dieselbe Reise wiederholt sich jeden Monat.

Wenn ich alle diese Mühen und Gefahren erzähle, thue ich es nur, um zu zeigen, daß, wer auf Gott vertraut, nicht auf Sand gebaut. Und trotz aller Kämpfe, die der böse Feind uns heraufbeschwört, sind wir doch glücklich zu preisen. Es ist wahr, es fehlt uns an jeder Bequemlichkeit und oft selbst an dem Nothwendigsten. Aber unser Trost ist, daß wir mit Erfolg am Heile dieser verlassenen Seelen arbeiten. Es kostet oft viel, auch nur einen erwachsenen Neger zu bekehren. Das Gute wird eben nur langsam und mit Mühe gewirkt. Auch würden sich mehr Neger bekehren, wenn wir mehr Missionäre hier hätten und über größere Mittel verfügen könnten. Denn gerade die Loskaufung der Sklaven verspricht den meisten Erfolg. Die Karamanen, welche die Bodenerzeugnisse aus dem Inneren des Landes an die Küste bringen, brauchen viele Packträger. Die Unternehmer haben gefunden, daß es für sie am vortheilhaftesten ist, mit den Waaren auch Sklaven aufzukaufen, die sie dann an der Meeresküste doppelt theurer loszuschlagen.

Vor einiger Zeit habe ich einen Negerknaben losgekauft. Aber er hatte solche Angst vor mir, daß ich ihm nicht nahe kommen konnte, ohne daß er aus Leibeskräften um Hilfe schrie. Nach den Erzählungen, die er in seiner Heimath gehört, glaubte der arme Kleine, ich hätte ihn gekauft, um ihn zu verzeihen. Als ich hörte, er komme von dem Handelsmarke in Dmsfoa am Stanley-See, sprach ich ihm von seinem Heimathdorf, das ich kannte. Da wurde er zutraulicher und ist jetzt einer unserer besten Zöglinge.

Obgleich es uns widersieht, mit den entmenschten Sklavenhändlern um diese armen Geschöpfe zu schachern wie um's liebe Vieh, so müssen wir es doch thun, um die armen Opfer ihrem irrationen Loos zu entreißen. Diese losgekauften Kinder werden später die eifrigsten Christen; und auch nachdem sie unsere Schule verlassen und sich verheirathet haben, bleiben sie unter unserer Aufsicht und sind uns behilflich, das Christenthum in ihren entfernten Heimathsdörfern auszubreiten.

Die Negerkinder, die unsere Schule besuchen, zeigen guten Willen und sind im Unterricht sehr aufmerksam. Mit Geduld und Ausdauer kann man sogar die Neger zu etwas bringen, wenn man sie von früher Jugend auf erzieht. Wir verwenden unsere Hauptforge, Zeit und Geld auf diese Kleinen; sie bilden den wichtigsten Theil und die Grundlage der Mission. Die Zeit ist zur Hälfte der Schule, zur Hälfte der Arbeit gewidmet, namentlich der Felarbeit. Wären die Neger nicht so faul, so würde die Landwirthschaft eine Quelle des Wohlstandes für sie werden.

Vor einiger Zeit war Preisvertheilung. Die Preise bestanden in Büchern, Rosenkränzen, Tellern, Messern und Löffeln, Nadeln und Faden, Hemden und anderen ähnlichen Luxusartikeln. Die Preisgekrönten werden aufgerufen und treten an den Tisch, um sich selbst den Preis zu wählen, der ihnen am meisten behagt oder in die Augen sticht. Das ist ein ergötzliches Schauspiel, für uns ebensoviel werth, als die Preisvertheilung an der Pariser Universität mit lateinischen Redensarten über Unterrichtsfreiheit und Fortschritt. Wir lieben unsere Zöglinge und sie lieben uns; das ist unsere größte und liebste Belohnung.

Jetzt bitte ich Sie auch noch, das Missionshaus von St. Anton zu besichtigen. Da ist mein Zimmer, vier Meter breit und fünf Meter lang. Dasselbe dient als Capitelssäal, als allgemeiner Erholungsraum, als Vorrathskammer, als Keller, Kornboden, Krankenzimmer, Kleiderkammer, Schreinerwerkstätte und zu einigen anderen Zwecken. Es bietet einen sehr wechselvollen Anblick dar, und war ehemals mit einigen hundert Fledermäusen tapeziert. Der Boden eines alten Bootes, auf Pfosten genagelt, dient als Tisch und Stuhl, bei Nacht als Bett. Von den Fenstern ist es besser, nicht zu reden, da die Wände aus Bambusrohr wie ein Kerkergitter aneinander-

sehen, um Licht und Luft und Regen einzulassen. An Regentagen muß ich mich mit geöffnetem Schirm neben das Missions-Archiv setzen, um es trocken zu bewahren. Denken Sie sich, was das bei Nacht gibt. Die Küche hängt so ziemlich vom Zufall ab; nur besitzen wir einen ausgezeichneten Brunnen. An Festtagen gibt es einige Tropfen Palmwein. Aufrichtig gesagt, es fehlte mir nichts als ein Mitbruder. Dieser ist jetzt angekommen, und seither haben wir ein etwas besseres Haus bezogen. Das Missionspersonal besteht aus P. Jaxel und Bruder Savinien, welche Beide für Bier arbeiten, und aus meiner Wenigkeit.

Trotz der harten Reisen und vielen Arbeiten ist meine Gesundheit Gott sei Dank immer gut. Ich habe in diesem Fieberland seit fünf Jahren noch nie einen ganzen Tag im Bett gelegen. Aber ich merke doch, daß ich mich ein wenig mehr schonen muß als früher."

Aus verschiedenen Missionen.

Im Oriente nehmen die Missionsarbeiten der Gesellschaft Jesu

einen gesegneten Fortgang. In Armenien sind die Stationen von Amasia, Marivan, Tokat, Adana und Siwas (Sebastie) gegründet, und die Gründung der Station von Kaisarieh (Cäsarea) und Antiochia ist soeben im Vollzug. Auch in Syrien sind zwei neue Stationen eröffnet worden: Diejenige von Homs (das alte Emesa) und von Hauran. Hauran, südlich von Damascus, ist die Heimat der Drusen, unter denen viele Griechen zerstreut wohnen. In Ermangelung einer größern Stadt wurden in den Flecken von Khabab, Lebne, Nedscheran und El-Hit Schulen eröffnet. — Kordofan. Laut einer telegraphischen Depesche vom 28. Februar soll der falsche Prophet El-Mahdi die Hauptstadt El-Obeid eingenommen haben. Sieben Missionäre und acht Nonnen wären dabei in seine Gefangenschaft gerathen. — Am Unter-Sambesi starb P. Moulinard S. J. zu Tete im kräftigsten Alter von 44 Jahren an mörderischen Sambesiefieber, dem sich noch eine schmerzhafteste Augenkrankheit und die Entbehrungen des Missionslebens beigesellten. Er ist der neunte Arbeiter, den die Gesellschaft Jesu in Südafrika verlor.

Für Missionszwecke.

	Markt.		Markt.		Markt.
Für die dürftigsten Missionen:		Von Rev. J. Hauber in Forsters Meadow, L. J., durch B. Herber, St. Louis, Mo.	20.50	Für den Franziscus-Xaverius-Verein:	
Von A. von L. in Wien, durch Mayer & Co. dort	341.—	Für nothleidende Missionspriester zur Persolvierung von heiligen Messen:		Von R. R. in Zwiefalten	100 —
Freiherr von Der in Dresden	30.—	Von Pfarrer Vogt in Hondingen	10 —	„ „ aus D.	10.—
„ Klein Jesus, Barmherzigkeit“	22.—	Für die Missionen in Afrika:		Für den Bonifazius-Verein:	
Von A. v. in Strebersdorf	17.09	Von v. Noel in Münster	20.—	Von P. Hilarius in Burghausen	130.—
„ Al. Flad in Samlad	3.—	Durch die „Erländische Ztg.“ in Braunsberg	52.—	„ D. M. in Birkenstein	31.—
„ Buchhalter M. F. in Passau	30.—	Von Jos. Griefer in Secor, Ill., durch B. Herber, St. Louis, Mo.	4.—	„ J. Schn.	5.—
„ J. M. K.	70.—	Durch Rev. J. Degenhardt in Collinsville, Ill., durch denselben	20.50	Aus der Diözese Würzburg	2.—
Aus Albstätt	50.—	Für die Jesuiten-Mission am Sambesi (Südafrika):		Für den Peters-Claver-Verein:	
„ Herr, gib den armen Seelen die ewige Ruhe“	3.—	Aus der Mariengemeinde in Toledo (Ohio)	2417.50	Von M. R.	20.—
Aus Schweinurt	14.50	Aus Waden, von G. und J. S.	50.—	Für den Missions-Verein:	
Von einem Missionsfreund aus Ungarn	34.14	Von Frau von Schorlemer in Herringhausen	20.—	Aus Immenstadt, durch P. C. C. B.	10.—
Durch die „Erländische Ztg.“ in Braunsberg	4.—	Aus Wellach: „Jesus, mein Alles“	8.—	„ der Diözese Würzburg	2.50
Von A. F. L., durch B. Herber, St. Louis, Mo.	10 —	„ Mittenbed	75 —	Für den Kirchenbau in Halle:	
„ Frau A. Niede in Battle Creek, Mich., durch denselben	2.—	Von B. Finckl, Pfarrer in Gern	20.—	Aus Deggendorf	12.—
„ Rev. John Meier in St. Peter, Minn., durch denselben	4.—	„ J. L. in Mengen	4.—	Von G. Kreuzburg in Pau	9.80
Für die deutsche Mission in Constantinopel:		Aus der Diözese Würzburg	2 —	Für das Werk der Glaubensverbreitung:	
Aus Albstätt	25.—	Für die Missionen in Aegypten:		Von B. B. in Dürren	4.—
„ der Diözese Würzburg	2.—	Von der „Königlichen Volksztg.“ in Köln	20.—	„ El. Meyer in Lauenburg, Ind., durch B. Herber, St. Louis, Mo.	13.—
Durch das „Westfälische Volksblatt“ in Paderborn	65.—	v. Noel in Münster	20.20	Zum Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
„ die „Erländische Ztg.“ in Braunsberg	3.—	Durch die „Erländische Ztg.“ in Braunsberg	9.60	„ Lieber Gott, beschütze und segne unsere Kinder“	100.—
Für die orientalischen Schulen:		Für die Ausfägigen auf Madagaskar:		Von Chr. Klein, Rektor in Weperbusch	150.—
Aus Albstätt	25.—	Von B. Finckl, Pfarrer in Gern	23.—	„ Fr. Spang, Pfarrer in Jülich	21.—
Durch die „Königliche Volksztg.“ in Köln	1.—	„ J. L. in Mengen	4.—	Aus der Diözese St. Gallen	8.09
Von v. Noel in Münster	13.—	„ v. Noel in Münster	150.—	Von J. Schnabel, Erpöpsius in Unterlischach	21.—
Durch die „Erländische Ztg.“ in Braunsberg	20.—	Für die Indianer-Missionen im Felsengebirge (Nordamerika):		Aus Immenstadt, durch P. C. C. B.	42.—
Für die Jesuiten-Schulen in Armenien:		Von Professor Stanonik in Graz	85.47	Berg im Gau, von einer gewissen Person	400.—
Poststempel: Joss-ten-Noode (Belgien)	100.—	„ J. Schneller in Freiburg	6.—	„ Zu Ehren des göttlichen Namens Jesu“	10.—
Für die Missionen in China, Japan und Koning:		Für die nordischen Missionen:		Von B. Finckl, Pfarrer in Gern	21.—
Durch die „Königliche Volksztg.“ in Köln	6.—	Von Dompräbendar Rostadt in Mainz	3.—	Durch die „Deutsche Reichsztg.“ in Bonn	16.—
„ Bonifazius-Druckerei in Paderborn	29.80	Aus Mittenbed	25.—	Von Rev. J. Hauber in Forsters Meadow, L. J., durch B. Herber, St. Louis, Mo.	20.50
„ Erländische Ztg.“ in Braunsberg	56.—	Von Th. L. Rheine	15.—	„ Ungeannt, durch denselben	7.—
Von Alois Stapper in Santville, durch B. Herber, St. Louis, Mo.	5.86	Aus der Diözese St. Gallen	4.—	Durch Rev. J. Degenhardt in Collinsville, Ill., durch denselben	32.80
„ Georg Zimmermann in Santville, durch denselben	4.—	Durch das „Westfälische Volksblatt“ in Paderborn	5.—	Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:	
„ Jos. Griefer in Secor, Ill., durch denselben	4.—	Für die Mission in Svendborg (Dänen):		Von einem Missionsfreund aus Ungarn	68.40
Für die Waisenanstalt des P. Natisbonne und P. Ladislaus in Jerusalem:		Aus Regensburg, H. B. B.	100 —	„ Rev. J. Hauber in Forsters Meadow, L. J., durch B. Herber, St. Louis, Mo.	20.50
Durch das „Westfälische Volksblatt“ in Paderborn	8 —	Von G. in G.	10.—	Pro Papa:	
„ die „Deutsche Reichsztg.“ in Bonn	25.30	Für das Missionshaus in Stehl:		J. M. K.	20.—
Für die Missionen in Palästina:		Von P. C.	5.20	Aus der Diözese Würzburg	2.—
Aus der Diözese Würzburg	1.—	Aus der Diözese Würzburg	2.—	Durch die „Deutsche Reichsztg.“ in Bonn	2.—
Für die Missionen in Bosnien:		Von Ungeannt, durch Registrator Cshard	2.—	Für verschiedene Zwecke:	
Von Anna Jäggl in Luntzenhausen	100 —	Für den Kindheits-Jesus-Verein:		Von Klosterpfarrer Rörber in Hardheim	18.70
Für die nothleidenden Priester in Sizilien:		Aus Balbsee	10.—	„ R. A. B.	12.—
Von Pfarrer Roggo in Surnels	16.—	„ Immenstadt, durch P. C. C. B.	10.—	Aus der Diözese Würzburg	2.—
„ J. L. in Mengen	4.—	Von D. M. in Birkenstein	3.—	Durch das „Westfälische Volksblatt“ in Paderborn	5.—
Durch das „Westfälische Volksblatt“ in Paderborn	16.—	„ B. Finckl, Pfarrer in Gern	10.—	Von einem Missionsfreund in Ungarn	34.20
„ die „Erländische Ztg.“ in Braunsberg	64 —	„ einem Missionsfreund aus Ungarn	34.20	Ungeannt	— 74
		P. A. M. Kramer, S. J., in Toledo, O., durch B. Herber, St. Louis, Mo.	492.—	Durch die Bonifazius-Druckerei in Paderborn	— 50
				„ „ Erländische Ztg.“ in Braunsberg	63.72

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von **F. J. Sutter**, Theilhaber der Herber'schen Verlagshandlung in Freiburg. Buchdruckerei der Herber'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). — Redaktionschluss und Ausgabe: 15. März 1883.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.